P.O. germ. 1426 x

Straussfedern

Straußfedern.

Siebender Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XXXII.

Es war ein König der mit seiner Königin sehr glücklich lebte, und sein Land vortrefflich regierte, seine Gemahlin war sehr schön und tugendreich. Sie hatten eine Prinzeßin die erst sechs Jahre alt, aber schon ein Muster der Schönheit war, jeder der sie sah mußte sie lieben, und das ganze Land erwartete einst die vollkommenste Königin in ihr.

Diese Prinzeßin ging einst mit ihrer Amme im Garten spatzieren; es war ein schöner warmer Sommertag, die Sonne flimmerte golden auf den hellgrünen Blättern junger Büsche, und die hohen Bäume warfen einen lieblichen Schatten auf einen frischen Grasplatz. Kühlende Lüfte wehten in den hellgelben Haaren der Prinzeßin, sie sprang munter im Garten herum und pflückte bald Blu-

men, bald suchte sie goldne Schmetterlinge zu erhaschen.

Ach wenn ich doch wie ein Vogel in dem glänzenden Himmel herumfliegen könnte! sagte die kleine Rosalinde, siehe nur meine Liebe, wie ihnen die Flügel golden werden, wenn sie erst über uns das blaue Land erreicht haben, wo des Nachts die Sterne wohnen. Sie stand und sah den Vögeln nach.

Ein Wind rauschte in den Bäumen, es stiegen einige Wolken auf, eine lichte rosenrothe Wolke bedeckte einen großen Theil des blauen Himmels, sie schwebte immer näher auf das Haupt der kleinen Rosalinde, jetzt war sie ganz dicht über ihr, als der König und die Königin kamen ihre Tochter zu zu suchen. Komm mein Kind, sagte die Mutter, die Strahlen der Sonne verderben Dein zartes Gesicht. Die Prinzeßin wollte antworten, als sie ganz von einem rosenfarbigen Duft eingeschlossen vor den Augen ihrer Eltern aufwärts schwebte. Sie wußten nicht, was mit ihr vorgieng, sie wurde mit einer großen Schnelligkeit durch die Lüfte getragen, sie glaubte einige Augenblicke sie sey ein Vogel geworden, und wollte wieder zu ihren Eltern zurück. Ach! rief sie, so ist es mir gegeben, was ich mir wünschte, die Kunst zu fliegen, aber ich

bin

bin zu ungeschickt die Flügel zu regieren, und kann nur aufwärts steigen, aber nicht zurück zu meinen Eltern und zu meiner lieben Amme. Bald bemerkte sie, daß ihr die Flügel ganz fehlten, und daß sie von einer unsichtbaren Macht empor gehoben wurde.

Sie sah nun herunter zur Erde, und große Berge und Seen und Städte lagen zu ihren Füßen wie auf einem Gemälde vereinigt. Sie schlug den Blick aufwärts und goldne Wolken und große Vögel zogen über ihrem Haupte hinweg. Sie war ganz in Erstaunen verlohren, als sie in der Luft zu schwanken anfieng, sie fürchtete zu fallen und schrie laut. Ein sanfter Stoß setzte sie nieder, ein weicher Rasen umfloß ihren zarten Körper, sie sah verwundert in die neue Welt hinein. Bäume von seltsamen Farben worauf Vögel mit goldnen Federn saßen und liebliche Melodien sangen, beschatteten Rosalindens Lager. Das Gras zu ihren Füßen bewegte sich in kleinen Wellen und entdeckte bald kleine silberne Blümchen und schüttete sie eben so schnell wieder zu.

Wo bin ich! rief die Prinzeßin. In dem Lande, wonach sich dein Auge sehnte, wohin die Vögel mit goldnen Flügeln eilen, wenn sie ihre Strafe, ihre Verbannung nach eurer Erde über-

standen haben; tönte es von allen Bäumen. Rosalindens Augen irrten umher, ihr Blick suchte irgend etwas Bekanntes, worüber sie sich in diesem schönen Lande erfreuen könnte. Als sie nichts entdeckte, kamen Thränen der Angst in ihre Augen, sie entschlief vom Weinen und lieblichen Melodien eingewiegt.

Ein Geräusch wie ein starkes Säuseln der Blätter erweckte die Prinzeßin, wohlriechende Düfte umgaben sie, ein Vogelgesang erschallte von fern; als sie die Augen aufschlug sah sie einen Wagen von Elfenbein mit Gold und Edelsteinen geziert in der Luft schweben, prächtige Pfauen trugen ihn, die ihren Schweif weit ausbreiteten, daß ihre köstlichen Federn von der Sonne beschienen in tausend Farben glänzten. Eine Dame saß in dem Wagen, sie war groß und majestätisch, das Kleid das ihren schlanken Leib umfloß schien Abendroth, worin goldne Sterne flimmerten. Ihr schwarzes lockigtes Haar war so mit kostbaren Steinen durchwebt, daß das Auge den Glanz davon nicht ertragen konnte. Ein Lied zum Lobe der Königin erschallte von allen Zweigen. Der Wagen senkte sich herab, die Dame stieg aus und kam auf Rosalinden zu, die zitternd da stand und bald sie, bald die prächtigen Thiere anstaunte. Willst Du mit mir gehn? sagte die Königin. Die

Prinzeßin war von neuem verwundert, denn ihre Stimme war der schönste Gesang, den ungesehene Instrumente in der Luft leise begleiteten. Ich will Dich wie meine Tochter lieb haben, fuhr die Dame fort, Du sollst alles bei mir erhalten was Du wünschest; willst Du mir folgen?

Ach gern, antwortete Rosalinde, wenn es nur meine Eltern zufrieden wären, und wenn ich meine liebe Amme zuweilen sehn könnte. Ich will sie zu Dir bringen, versetzte die Königin, bist Du nun zufrieden? — Die Prinzeßin ging auf den Wagen zu, die Königin stieg ein, hob Rosalinden auf, und warf sie in ihren Schooß, es war der Prinzeßin als ob sie im Abendroth unterginge. Die Pfauen trugen beide von neuem durch die Luft, sie eilten so sehr, daß alle Gegenstände an Rosalinden wie unförmliche Bilder vorüber gingen. Endlich sanken sie vor dem goldnen Thore eines prächtigen Pallastes nieder. Der blaue Himmel über dem Pallaste war mit goldnen Streifen durchwebt, Musik und Gesang erscholl in dem Hof und bei jedem Ton zitterten die goldnen Streifen als ob sie die Saiten wären die angeschlagen würden.

Die Thore rauschten auf und eine Schaar von verschiednen Vögeln zog der Königin entgegen; mit einigen sprach sie leise, dann ging sie mit

Rosalinden die marmornen Stufen hinauf, sie traten in ein prächtiges Gemach, dessen christallne Wände ihre Bilder unzähligemale zurückwarfen. Die Königin setzte sich auf ein Ruhebett nieder, wo sie der Schatten den ein hoher Palmbaum hinein fächelte bedeckte, die Prinzeßin konnte nun erst die ganze Pracht und Schönheit der Dame bemerken, da der Glanz der Sonne ihr Auge nicht mehr blendete. Nachdem sie sie eine zeitlang mit ruhiger Verwunderung angesehen hatte, wurde es ihr plötzlich deutlich, daß diese Königin unmöglich zu den Menschen gehören könne, sie fürchtete sich und fiel auf die Knie nieder. Was ist Dir meine Tochter? sagte die Dame, indem sie sie liebreich aufrichtete. Rosalinde wurde von der Musik ihrer Stimme betäubt und drückte ihr Gesicht laut schreiend auf den Boden.

Die Königin hob sie auf und wiegte sie an ihrem Busen. O meine Mutter, meine Mutter! rief die Prinzeßin schluchzend. Du sollst sie ja sehn meine Tochter, sagte die Königin mit tröstender Stimme. Eine Tafel die mit den köstlichsten Speisen besetzt war wurde herein gebracht, man setzte sich zu Tische, Vögel aller Art, warteten dabey auf, und ihre seltsame Geschicklichkeit womit sie die Schüsseln auf und abtrugen, bewunderte die Prinzeßin so sehr, daß sie ihre Angst

dar-

darüber vergaß. Gebt meinem lieben Kinde schöne Kleider und Spielzeug, sagte die Königin nach der Tafel. Viele Vögel führten Rosalinden in ein andres Gemach, wo eine große Anzahl Kleider von wunderbaren Zeugen ihre Augen belustigten, viele schienen von Duft von allerlei Farben, und andere von goldnen Federn kleiner Vögel gewebt zu seyn. Die Prinzeßin freute sich über diese Herrlichkeit und als sie die Kleider genug betrachtet hatte, begehrte sie ihr Spielzeug. Tausend seltsame künstliche Sachen wurden herbeigebracht, und als sie auch Puppen verlangte, wurden ihr viele, die aber alle die Gestalten von Vögeln hatten, gereicht. Nur eine menschliche Gestalt, die einen kleinen pucklichten Mann vorstellte, war darunter, Rosalinde freute sich besonders über diesen. Sie brachte den ganzen Abend unter fröhlichen kindischen Spielen hin, ohne an ihre Eltern oder an ihre Amme zu denken. Nach dem Abendessen aber als die Königin befahl, man sollte sie entkleiden und zu Bette bringen, fing sie an zu weinen und begehrte ihre Amme.

Die Königin suchte sie zu trösten, und versprach daß die Amme gewiß am folgenden Tage bei ihr seyn sollte. Rosalinde fürchtete sich vor der Königin und gieng mit den Vögeln in ihr Schlafzimmer, sie fingen an, sie zu entkleiden

und sie weinte von neuem; endlich zankte sie mit ihnen und schalt sie häßliche Thiere.

Wie, eitle Närrin! rief ein grüner mit Gold gestreifter Vogel, häßlich nennst Du uns? sind wir nicht schöner als Du und Dein ganzes Geschlecht? zeig uns einmal prächtige goldne Farben die an deinem Körper wechseln wie an uns; wenn Ihr uns das nicht mit Edelsteinen und Seide nach machtet, ja Euch oft sogar mit unsern eignen Federn putztet, was würde man denn Merkwürdiges an Euch sehn? Der Vogel war während seiner Rede so böse geworden, daß sich alle Federn an seinem Körper ausbreiteten. Helft mir die Närrin bestrafen! rief er den andern zu. Sogleich eilten alle Vögel auf Rosalinden zu, und fingen an, sie mit ihren Flügeln zu schlagen, zu kratzen und mit ihrem Schnabel zu beißen. Die Prinzeßin schrie laut, die Königin trat in das Gemach, alle Vögel wichen ehrerbietig zurück. Als sie die Ursach des Streits gehört hatte, verwandelte sie die Vögel zur Strafe auf ein Jahr in schwarze Raben und verbannte sie auf die Erde, Rosalinden verwieß sie sanft ihre Unart und gab ihr zwölf silberne Tauben zur Bedienung.

Die Prinzeßin wurde am andern Morgen vom Vögelgesang erweckt, die Tauben standen um ihr

Bett

Bett herum, und fragten ob sie sich wollte ankleiden lassen. Rosalinde sah sie an, alle blickten mit so unschuldigen gutmüthigen Augen auf sie, daß sie sie herzlich lieb gewann. Sie richtete sich auf und wurde prächtig gekleidet, sie konnte die schönen Vögel nicht genug bewundern, ihre silbernen Federn glänzten so rein in der Morgensonne, der Hals einer jeden war mit einem Reif wie ein Halsband umgeben, bei der einen schienen es Rubinen, bei der andern Smaragden, und so bei einer jeden andre Edelsteine zu seyn.

Als Rosalinde fertig war, wurde sie zur Königin geführt, diese nahm sie mit sich in den Garten des Pallastes und die Prinzeßin erstaunte von neuem. Ein Bach floß durch die Mitte des Gartens und theilte ihn, eine silberne Brücke, deren Geländer mit Rubinen besetzt war, vereinigte ihn wieder; hohe Palmbäume mit goldnen Blättern standen am Ufer des Baches, die Blätter der Bäume waren so lang, daß sie sich in das Wasser tauchten, wenn ein Wind sie bewegte und wenn sie sich wieder heraushoben, schütteten sie Wassertropfen, die sogleich zu Edelsteinen wurden, in das weiche hohe Gras des Ufers. Mit kindischen Entzücken sah Rosalinde diesem Spiele zu, sie schrie freudig als sich die Steine im Grase immer vermehrten und immer schöner glänzten.

Sie

Sie gingen über die Brücke und eine Allee silberner Birken nahm sie auf, zwischen jeder Birke stand eine Statue von hellblauen Marmor; Rosalindens Auge konnte nicht das Ende dieser Bäume und Bilder erreichen. Gefällt es Dir bei mir, mein Kind? fragte die Königin. Ach ja versetzte die Prinzeßin, wenn nur meine Amme da wäre, daß sie in diesen Gängen mit mir spielen, meine schönen Kleider sehn, und mir aus den Steinen am Wasser ein Halsband und Armbänder machen, oder sie in meine Haare flechten könnte.

Das können ja alles Deine Tauben auch, sagte die Königin. Du hast mir meine Amme versprochen, erwiederte Rosalinde weinend, ach ich dachte wohl, daß Du es nicht thun würdest, wenn ich doch wieder bei meinen Eltern in meinem Garten wäre!

Sey ruhig mein Kind, Du sollst Deine Amme sehn, rief die Königin; o wenn Du doch älter wärst und einen Begriff von Gefahr hättest, so könnte ich Dir sagen, es ist zu gefährlich für Dich und mich, aber so verstehst Du mich nicht und ich muß Dein Verlangen erfüllen.

Als sie noch eine Zeitlang gegangen waren, kam ein schöner großer Vogel auf sie zu, er neigte

ehr=

ehrerbietig seinen Kopf bis auf den Boden, die Königin küßte ihn und seufzte; Die Prinzeßin näherte sich und streichelte seinen glänzenden Nakken, er küßte ihre Hände und Rosalinde wurde dreister und beschäftigte sich immer mehr mit ihm. Sie erklärte endlich, daß ihr dieser Vogel am meisten gefiele und bat die Königin, sie möchte ihn ihr zur Bedienung geben. Das geht nicht mein Kind, erwiederte diese lächelnd, allein er wird den ganzen Tag bei Dir seyn. Der Vogel freute sich über diesen Befehl, und versicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in Rosalindens Gesellschaft zu seyn. Sie nahm ihn sogleich mit sich in ihr Zimmer, wo sie ihm alle ihre schönen Kleider, ihre Kostbarkeiten und ihre Puppen zeigte, sie verlangte er sollte mit ihr spielen, er wuste aber mit den Puppen gar nicht umzugehn, er zerbrach den Vögeln die Schnäbel und die Beine, Rosalinde wäre sehr böse geworden, wenn er nicht versprochen hätte andere zu schaffen. Zuletzt zeigte sie ihm die pucklichte Figur, der Vogel wurde plötzlich zornig, er ergriff die Puppe und war bemüht sie mit seinem Schnabel zu zerreißen. Rosalinde weinte und bat um ihr liebstes Spielzeug, er ließ endlich die Figur los, die Prinzeßin ergriff sie hurtig und trieb den Vogel mit Schlägen und Thränen über seine Bosheit aus ihrem Zimmer.

Bei

Bei der Mittagstafel war er wieder gegenwärtig, er näherte sich der Prinzeßin und bat sie demüthig um Verzeihung, sie wollte gar nicht antworten, als aber die Königin für ihn bat, sagte sie: ich vergebe Dir, aber ich will Dich nimmermehr auf meinem Zimmer sehn. Er flehte um die Widerrufung dieses harten Befehls, er versprach durch einen strengen Gehorsam gegen ihren Willen, sein Vergehn wieder gut zu machen, sie versöhnten sich endlich, und er folgte ihr nach der Mahlzeit in den Garten.

Rosalinde setzte sich am Ufer des Baches nieder und sammelte die Steine aus dem Grase, der Vogel suchte ihr die schönsten und legte sie in ihren Schooß, dann brachte er ihr köstliche Erdbeeren aus dem nahen Gehölze, er hütete sich immer dem Bache nahe zu kommen; die Prinzeßin bemerkte es und fragte um die Ursach, er sagte, er könne das Wasser nicht leiden. Sie verlangte er sollte seinen Kopf in ihren Schooß legen, sie wollte mit seinen schönen Federn spielen, er bat sie möchte nur vom Wasser weggehen, so würde es ihm die größte Freude seyn. Rosalinde schmälte und warf ihm seinen Ungehorsam vor, nannte ihn ein häßliches ungeschicktes Thier, betheuerte sie wollte ihn nicht mehr sehn und weinte von neuem um ihre Amme.

Der

Der Vogel ging zur Königin und klagte ihr sein Leid, diese ging sogleich zur Prinzeßin und suchte sie zu beruhigen. Rosalinde weinte unaufhörlich und warf ihr vor, daß sie ihr nicht Wort hielte, sie verlangte mit großer Heftigkeit zu ihren Eltern zurück. Alles was die Königin anwendete sie zu trösten war vergeblich, sie sagte ihr endlich, sie sollte sich von dem Vogel zu einem Beet voll Tulpen führen lassen, dort würde sie ihre Amme finden. Die Prinzeßin sprang freudig auf und folgte ihrem Führer, dieser senkte den Kopf traurig und bat sie auf dem Wege noch einmal, ihren Wunsch aufzugeben und sich mit der genauesten Sorgfalt von ihnen bedienen zu lassen. Rosalinde hörte gar nicht auf ihn und verlangte nur immer ihre Amme. Sie sah jetzt Gegenden des Gartens die ihr noch ganz unbekannt waren. Blumen die so hoch wie Bäume gewachsen waren, bildeten eine Art von Wald, sie stand still und freute sich, daß hoch über ihr Rosen und Nelken die Köpfe zusammenschlugen und so einen Strom von Wohlgeruch in die Luft schütteten. Als sie dieses Blumenbeet, wie es der Vogel nannte, verlassen hatten, bot sich ihren Augen ein neues Schauspiel dar, Tulpen von allen Farben, deren Blätter durchsichtig wie Edelsteine waren und eben so glänzten, bedeckten ein großes Feld, dessen Ende mit

mit hellgrünen Bäumen, auf denen rothe Streifen der Abendsonne lagen, bekränzt war.

Ein Wühlen im Grase vor Rosalindens Füßen machte sie aufmerksam, ein kleiner schwarzgelber Bär arbeitete sich aus dem Boden hervor, sie schrie überlaut, der Vogel wurde bestürzt, der Bär näherte sich diesem: Du weißt wessen Gesandter ich bin? Ich weiß es, war die Antwort. Der Gesandte zog aus einer Tasche, die er auf dem Rücken trug ein Pergament und reichte es dem Vogel. Sage Deinem Könige, daß wir uns gegen seine Tücke so gut schützen werden, wie es uns möglich ist, rief der Vogel zornig, als er gelesen hatte; er wird gewiß nicht im Besitz des Talismans bleiben, den er auf eine bübische Art dem rechtmäßigen Besitzer entwandt hat, und der ihn allein so frech macht uns zu drohen! Wenn Du noch darauf bestehst Deine Amme zu sehen, sagte er zur Prinzeßin, so folge mir. Lebt wohl! sagte der Bär, indem er bemüht war mit seinen Pfoten die Erde wieder aufzuwühlen und hinein zu kriechen. Rosalinde folgte dem Vogel mit großer Angst, sie gingen zwischen den Tulpen hindurch und näherten sich den Bäumen, am Fuße des einen sah die Prinzeßin die Amme, die beschäftigt war einen Blumenstraus zu winden. Sie umarmten sich mit der größten Zärtlichkeit, alle

Angst

Angst war vergessen. Jeden Abend könnt ihr Euch um diese Zeit hier finden, sagte der Vogel, aber hüte Dich fuhr er fort, indem er sich zur Amme wandte, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bleibst. Sie versprach es und er ging nach dem Pallaste zurück.

Die Prinzeßin hatte nun so viel zu erzählen und zu fragen, daß sie noch lange nicht damit zu Ende war, als sich die Sonne hinter den Bäumen senkte. Jetzt muß ich zurück, sagte Bertha. Ach nur noch einen Augenblick! rief die Prinzeßin, komm nur noch mit in den Pallast, um alle die herrlichen Sachen zu sehn. Morgen, morgen rief die Amme indem sie sie schnell umarmte. Sie riß sich loß, trat hinter einen Baum, Rosalinde folgte schnell, aber sie war vor ihren Augen verschwunden. Die Prinzeßin stand zwischen schwarzen Bäumen und ein kalter Schauer ergriff sie, ihr war es als ob dies ein Ort wäre, wo alle Menschen, die ihn beträten, sterben müßten; blaß vor Furcht sprang sie in das Tulpenfeld hinein und eilte dem Pallaste zu.

Am folgenden Tage war Rosalinde unschlüßig, ob sie sich dem Orte wieder nähern sollte, wo sie gestern so viel Freude und Angst gehabt hatte, endlich siegte die Liebe zu Bertha, sie ging früher

als gestern durch den Wald von Blumen, eilte den glänzenden Tulpen vorüber und fand ihre Amme wieder eben so am Fuße des Baumes sitzen. Es ist schön, mein Kind, daß Du so früh kömmst, rief diese ihr entgegen, so können wir heute länger beysammen bleiben. Rosalinde setzte sich zu ihr und die Zeit verfloh wie am vorigen Abend. Als sich die Sonne neigte und die Amme aufstand um in den Wald zu gehn, erinnerte sich die Prinzeßin ihres gestrigen Schrecks und lief ohne ihre Bertha zu umarmen und zurück zu sehn, mit der größten Schnelligkeit davon. Athemlos sank sie auf eine Rasenbank nieder, der Vogel trat zu ihr und fragte nach der Ursach ihrer Bestürzung. Sie erzählte sie ihm und verlangte zu wissen, warum ihre Amme immer in den häßlichen Wald hinein müßte; er suchte sie zu beruhigen und sie gingen nach dem Schlosse zurück. Als sie zur Brücke kamen, wollte der Vogel, wie er immer gethan hatte, hinter Rosalinden gehn, das schnelle Laufen aber und ihre Angst hatten sie so matt gemacht, daß sie sich auf ihn stützen mußte. Er suchte ein so anziehendes Gespräch anzuknüpfen; um ihre Augen nach sich und von dem Bache zu lenken, aber Rosalinde sah immer in den Fluß, dessen christallne Wellen über die goldnen Palmblätter hüpften. Sie bog sich sogar über das Geländer um dies schöne Schauspiel noch besser zu genießen. Der

Vogel

Vogel muste neben ihr stehn, laut schreiend fuhr sie plötzlich auf, denn ihr liebstes Spielzeug, das pucklichte Bild schwamm im Wasser. Sie behauptete der Vogel hätte es hineingeworfen, er betheuerte sie würde es auf ihrem Zimmer finden. Die Prinzeßin sah unverwandt in den Bach wie es die Wellen bald hoben bald senkten, es schien ihr jetzt zu sprechen und sich zu bewegen. Wüthend riß sie sich von dem Vogel los, eilte von der Brücke herunter, er folgte ihr, sie stand am Wasser, das Bild war ihr ganz nahe, sie streckte die Hand aus, um es dem Wasser zu entreißen, und. stürzte in demselben Augenblick hinein, der Vogel sprang ihr nach. Die Prinzeßin erschrak heftig als sie kalte Wellen umfaßten, sie war einige Augenblicke ohne Besinnung, endlich schlug sie die Augen auf, sie fühlte sich mit starken Armen umfaßt, und als sie den Kopf umdrehte, sah sie, daß sie von eben der pucklichten Figur gehalten wurde, die mit großer Anstrengung arbeitete das Ufer zu erreichen. Die Sinne verließen sie und als sie nach langer Zeit erwachte fand sie sich in ihrem Zimmer von ihren silbernen Tauben umgeben. Was ist mir begegnet? fragte Rosalinde; die Tauben suchten sie zu überreden, daß ein böser Traum sie so erschreckt habe. Die Prinzeßin glaubte es am Ende, sie stand auf, und um sich zu zerstreuen suchte sie all ihr Spielzeug hervor.

Sie hatte schon eine Stunde vertändelt und ihren Schreck fast vergessen, als die Puppe ihr in die Augen fiel, starr sah sie sie an und erwartete jeden Augenblick, daß Leben und Bewegung in die nachgemachten Glieder kommen und daß sie das Bild mit starken Armen ergreifen würde. Schreiend warf sie sich nieder und zerschlug in der Angst ihr Gesicht auf dem Boden. Nach einer Stunde kamen die Tauben um sie zu entkleiden, sie fanden sie leblos liegen.

Sie erwachte im Schooße der Königin, sanfte Musik erscholl. Rosalindens Augen schwärmten in der monderhellten Gegend umher, sie hatte den Garten noch nie bei Nacht gesehn. Der ganze Himmel war die reinste goldne Fläche, woran die große Scheibe des Mondes wie ein Edelstein funkelte, es schien als wäre ein dünner Flor über den Himmel gespannt, der sich zuweilen ein wenig verschob, und so ein unzählbares Heer glänzender Sterne einige Augenblicke zeigte. Die Königin reichte Rosalinden einen Becher und hieß ihr diesen stärkenden Trank nehmen, Rosalinde that es und war in dem Augenblicke wieder völlig gesund. Die Geschichte die sie so geängstigt hatte, war ihr zwar noch im Gedächtnisse, aber wie einzelne Begebenheiten aus dem Leben einer andern Person, sie schien sich viel zu erwachsen und ver-

ständig, als daß sie es hätte seyn können, die ein Spielwerk, wie eine Puppe, belustigen und erschrecken sollte.

Sie wurde zu Bett gebracht und schlief sehr ruhig ein. Am Abend des folgenden Tages ging sie mit der Königin und dem Vogel in den Garten spatzieren, sie näherten sich dem Walde von Blumen; wollen wir nicht zurückgehn? fragte die Königin. Vergib, ich wollte gern meine Bertha diesen Abend noch sehn, antwortete Rosalinde. Ach! das dachte ich wohl, rief die Königin weinend, daß der Trank nicht im Stande seyn würde, das Andenken von geliebten Menschen bei Dir zu vertilgen; so gehe nur ich muß mich meinem Schicksale überlassen. Die Prinzeßin konnte sich diese Worte nicht erklären, sie war schon halb entschlossen der Königin nach dem Pallast zu folgen, als ihr wie ein Traum die Erinnerung aufstieg, daß sie aus kindischer Furcht am vorigen Abend ihre Amme verlassen hatte ohne Abschied von ihr zu nehmen. Sie ging also dem Tulpenbeet zu und fand wie an den vorigen Tagen ihre Bertha, sie konnte einer Furcht nicht widerstehn als sie den Bäumen nahe war und bat daher ihre Amme mit ihr ein wenig zwischen den Blumen zu gehn und ihr von ihren Eltern zu erzählen. Die Amme that es und sie entfernten sich immer weiter von

den Bäumen, die Prinzeßin wollte wissen, ob sich ihre Eltern über ihre Abwesenheit getröstet hätten. Bertha versicherte, daß sie völlig beruhigt wären, man habe auf der Prinzeßin Zimmer einen Brief, das Bildniß eines sehr schönen Prinzen und eine große goldne Feder gefunden. In dem Briefe habe man dem Könige geschrieben, daß seine Tochter nach zehn Jahren mit dem Prinzen vermählt, dessen Bild man ihm schicke, zurück kommen würde, wenn er Muth genug habe, ihr dahin entgegen zu kommen, wohin ein Vogel ihn führte, der am sechszehnten Geburtstage der Prinzeßin in sein Schloß kommen würde. Dem Vogel würde diese goldne Feder aus dem rechten Flügel fehlen, der König möchte sie ihm wieder einstecken, und er würde für diesen Dienst gern sein Wegweiser seyn und alle Mühe und Gefahr mit ihm theilen. Der König sey entschlossen alles für seine Tochter zu wagen, und da es nur auf Muth ankomme, um sie glücklich wieder zu sehn, so sey er völlig beruhigt. Aber ich muß fort! rief Bertha, die Sonne ist sogleich unter. Sie hatten sich weit von den Bäumen entfernt, die Amme eilte sie zu erreichen, die Prinzeßin folgte ihr eben so schnell und wollte mehr von ihr hören, sie hielt sie beim Kleide und beide erreichten beinah den Wald als die Sonne völlig untersank. Krächzend flatterte die Amme empor, es war ein schwarzer Rabe,

Rosalinde hatte immer ihr Kleid festgehalten, sie war zuletzt auf die Knie gestürzt, beim Auffliegen riß ein Stückchen los und die Prinzeßin hatte eine Rabenfeder in der Hand. Immer noch knieend sah sie dem Vogel verwundert nach, der sich bald in den Wolken verlohr, endlich erhob sie sich und ging betrübt mit der Feder zurück in den Pallast.

Die Königin stand auf den marmornen Stufen als Rosalinde zurückkam. Was hast du gemacht? rief sie ihr entgegen, als sie die Feder in ihrer Hand erblickte. Sage mir, antwortete Rosalinde, warum ist meine Amme als ein häßlicher Rabe davon geflogen? Ich habe Deine Unbesonnenheit erwartet, rief die Königin zornig, und die Prinzeßin wurde von dem Schall der Trompeten, Pauken und Waldhörner, die bei den zornigen Worten der Königin durcheinander schmetterten, betäubt. Was habe ich denn gethan? fragte sie furchtsam. Habe ich Dir nicht befohlen, fuhr die Königin gelassen fort, Du sollst nie bis nach dem Untergang der Sonne bei ihr seyn? Die Musik wurde nach und nach schwächer und Rosalinde erholte sich etwas, sie sagte, sie hätte gern so viel von ihren Eltern wissen wollen und darüber die Sonne vergessen. Es ist nun nicht zu ändern, sagte die Königin seufzend und wehmüthige Flöten

und Harfen seufzten leise mit; die Prinzeßin folgte ihr weinend in den Pallast.

Am folgenden Tage war die Königin traurig und still, Rosalinde wagte es nicht nach ihrer Bertha zu fragen, heimlich schlich sie am Abend nach dem Tulpenbeet, aber der Platz wo ihre geliebte Amme zu sitzen pflegte war leer, die Prinzeßin warf sich nieder, sie sah daß der Rasen da noch niedergedrückt war, wo sie gestern gesessen hatte, sie richtete einige silberne Blümchen auf und die Thränen flossen aus ihren Augen. Ihr ehemaliger Liebling der große schöne Vogel näherte sich und suchte sie zu trösten. Sage mir, fragte sie, werde ich meine Amme wiedersehn? O gewiß, versetzte er, aber jetzt meine liebe Rosalinde ist es unmöglich. Sie weinte von neuem, sie machte sich Vorwürfe, daß sie an ihrer Verwandlung schuld sey; der Vogel bat die Prinzeßin zurückzukommen und seinen Kummer nicht durch den ihrigen zu vermehren. Sie waren in dem Blumenwald als ein Rauschen die Prinzeßin erschreckte, einige von den Blumen hoben sich aus den Boden und fielen zu ihren Füßen nieder, die Erde that sich weit auseinander und ein großer schwarzer Bär, der eine goldne Krone, die reich mit Edelsteinen besetzt war, trug, stieg hervor, sein Leib war ganz mit goldnen Ketten behangen,

an allen Klauen trug er kostbare Ringe; er stützte sich auf einen ebenhölzernen mit Perlen umwundenen Stab, zwanzig kleine Bären, alle mit prächtigen Ketten und goldenen Spangen um die Tatzen hielten die Schleppe eines Mantels von Goldstoff der von den Schuldern des großen Bären hing. Ich komme in meinem königlichen Staat, um Euch die gebührende Ehre zu erweisen, sagte er spottend zum Vogel; mein stolzer Prinz! — Du und Deine Mutter, ihr habt doch also alles angewandt um die Bezauberung, worin Du durch meine Kunst lebst, aufzuheben, aber Ihr habt wohl nicht berechnet, daß Ihr durch Euren Betrug desto leichter in meine Gewalt kommt, wenn ihr nun in funfzehn Monaten nicht im Stande seyd ungerechte Bezauberungen aufzuheben, so kündige ich Euch den Krieg an; Ihr wißt keine von den Feen darf Euch beistehn, wenn Ihr Euch Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen laßt, und so hoffe ich Euch durch Hülfe meines Talismans zu überwinden und mein Eisland gegen Euren Sonnenschein zu vertauschen. — Den Talisman, rief der Vogel, den Du meinem Vater schändlicher Weise gestohlen hast und ihn selbst gefangen hältst! Ich hoffe die Zeit soll noch kommen, wo ich ihn befreien und rächen werde, denn nur Dein Raub macht Dich so mächtig daß Du es wagen kannst uns zu drohen.

Du weißt jetzt meine Meinung, sagte der Bär, entweder in funfzehn Monaten hebt Ihr jede Ungerechtigkeit auf oder rüstet Euch zur Vertheidigung. Er stieg bei diesen Worten in den Boden, sein Gefolge mit ihm, die Blumen richteten sich auf und standen wieder auf ihrem Platz.

Die Prinzeßin wußte nicht, ob sie träumte, der Vogel stand nachdenklich vor ihr. Sie bat ihn endlich, ihr alle diese wunderlichen Sachen zu erklären. Ach verschone mich! rief er aus, Du wirst es nur zu früh erfahren. Beide traten den Weg zum Pallast an, die Königin kam ihnen entgegen: Ich weiß alles, sagte sie weinend, als der Vogel zu ihr trat um ihr des Bären Worte zu erzählen. Laßt uns auf Vertheidigung denken, denn Du weißt, daß ich ohne den Talisman die Bezauberung nicht aufheben kann, woran diese Unbesonnene schuld ist. O mache ihr keine Vorwürfe, sagte der Vogel, denn wenn wir verlieren, würde sie nicht mit uns leiden müssen? Sie gingen hinein und Rosalinde hörte die Königin sagen, daß sie diese Nacht noch ihren ganzen Rath zusammenrufen wollte, er möchte auf ihrem Zimmer gegenwärtig seyn.

Rosalinde war der wunderbahren Erscheinungen jetzt schon etwas mehr gewohnt, sie fürchtete den gehei-

geheimen Rath der Königin nicht, sondern wurde vielmehr von einer großen Neugier geplagt ihm beizuwohnen; alles was vorgieng waren ihr Räthsel und sie wünschte sie aufgelößt. Sie strengte ihren Kopf an, um ein Mittel zu erfinden, wodurch sie in der Königin Zimmer kommen könnte, sie sah den Palmbaum an dem Fenster, und fand daß man das Zimmer übersehen könne, wenn man nur oben wäre. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging sie hinaus und betrachtete den Baum von außen. Die Pfauen der Königin begegneten ihr und fragten nach der Ursach ihres Kummers. Rosalinde sagte, daß sie eine unwiderstehliche Neigung habe, sich oben auf dem Wipfel des Baums im Mondschein zu wiegen und kein Mittel erfinden könne ihn zu ersteigen. Die Pfauen erboten sich, sie hinauf zu tragen, wenn sie ihnen eine kleine Gefälligkeit dagegen erzeigen wollte. Rosalinde fragte was sie wünschten. Es ist Dir ein leichtes, antworteten sie, da Du der Liebling der Königin bist, bitte sie, daß sie uns zu unserm schönen Körper bessere Füße schenckt. Die Prinzeßin versprach es gern und versicherte, daß ihr die Königin eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen würde. Die Pfauen hoben sie auf und in einigen Augenblicken saß Rosalinde auf den weichen Blättern des Baum und sah in das Gemach der Königin. Diese lag auf einem Ruhebette und weinte,

der Vogel stand vor ihr und hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt. O mein theurer Sohn, rief die Königin, indem sie sich erhob, sollte es möglich seyn, daß ich dich immer in dieser Gestalt sehn muß? Der Vogel tröstete sie und bat sie, ihre Geister zusammen zu rufen um ihren Rath zu hören.

Die Königin stand auf und sprach einige Worte, die Rosalinde nicht hören konnte, und plötzlich entstand ein Rauschen, ein Wind erhob sich und wehte den Baum hin und wieder. Die Prinzeßin hielt sich zitternd fest und wünschte daß sie unten geblieben wäre, sie war im Begriff die Pfauen zu rufen, als verschiedene Stimmen im Gemach ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen, es war als ob das Brausen eines Stroms in vernehmliche Worte gezwängt sey. Sie konnte den Inhalt des Gesprächs nicht verstehen und sah auch niemanden als die Königin und den Vogel, endlich hörte sie, wie die Königin befahl, daß die Geister sichtbarlich im Zimmer erscheinen sollten. Plötzlich wurden die Lichter im Zimmer trübe, verschiedene schwarze Wolken fuhren zuckend hin und wieder, der helle Lichtstrahl schien zuweilen wie ein Blitz hindurch und in einigen Augenblicken saß eine ehrwürdige Versammlung an den christallnen Wänden umher die ihre Bilder zurückwarfen und so dem

Auge

Auge eine unzählige Menge vorspiegelten. Rosalinde belustigte sich eine Zeitlang damit, die Versammlung zu betrachten und jedes Bild zehnmal in den Spiegeln wieder zu finden; aber wie erschrack sie als sie in der gegenüber stehenden Wand bemerkte, daß die Königin ihren Platz im Schatten des Palmbaumes nahm, denn sie sah in eben dem Augenblicke den Baum und Rosalinden im Spiegel. Zornig stand sie auf und winkte mit der Hand, die Prinzeßin fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt angefaßt und befand sich in ihrem verschlossenen Zimmer. Aengstlich erwartete sie den Morgen, sie fürchtete den Zorn der Königin, ihre Besorgniß wurde noch vermehrt, als sie früher als gewöhnlich zu ihr gerufen wurde. Die Königin war sehr gütig, erwähnte des gestrigen Vorfalls nicht, frühstückte mit der Prinzeßin und bat sie dann, sie in den Garten zu begleiten. Beim Spatzierengehn wurde diese so dreist, die Bitte der Pfauen vorzutragen. Rosalinde, sagte die Königin ernsthaft, misbrauche meine Güte nicht, Du hättest weit mehr Ursach für Dich selbst um Vergebung zu bitten, die Pfauen büßen für ihre Eitelkeit und Deine Thorheit, sie schwimmen als Enten in einer sumpfigten kalten Gegend im Wasser. Der Vogel trat zu ihnen, die Prinzeßin bemerkte, daß beide weit ruhiger als am vorigen

Tage

Tage waren, und daß sie von ihnen mit noch mehr Sorgfalt als sonst behandelt wurde.

Von jetzt war der Aufenthalt bei der Königin der Vögel sehr ruhig für Rosalinden, es fiel nichts merkwürdiges vor, sie gewöhnte sich immer mehr an den großen Vogel, sie konnte fast gar nicht mehr ohne ihn seyn, sein eifrigstes Bestreben war, der Prinzeßin gefällig zu seyn. So wurde ein ganzes Jahr verlebt, es war so eilig vorübergeflattert, daß Rosalinde die Länge der Zeit gar nicht bemerkt hatte. Eines Tages saß sie im Zimmer der Königin als ein dunkelblauer Vogel der an jeder Feder einen silbernen Stern trug eingeführt wurde. Die Königin stand auf als sie ihn erblickte, und ging ihm weinend entgegen. Vergib, rief sie, ich bin nicht schuld an Deinem Schicksale. Der Vogel neigte sich ehrerbietig, alles was ich thue, fuhr sie fort, um es für jetzt zu mildern ist, daß ich Dich Deinem Liebling zur Gesellschaft gebe. Du wirst gern in der Gesellschaft dieses Vogels seyn, sagte sie, indem sie sich zur Prinzeßin wandte, ich bin gewiß, Du wirst ihn liebgewinnen. Rosalinde hatte sich so an die Gesellschaft der Vögel gewöhnt, daß sie ihr ganz wie Menschen vorkamen, sie neigte sich also höflich und versicherte, daß ihr diese neue Bekanntschaft viel Vergnügen machen würde und bat den schönen

Frem-

Fremden sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie sich bemühn wollte, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben, der Vogel folgte ihr gern und Rosalinde bat ihm ihr nach dem Frühstück zu er⸗erzählen wo er bis jetzt gelebt und was er erfahren habe, ehe er am Hof der Königin gekommen sey, der Vogel versprach es und man setzte sich zum Frühstück nieder.

Du scheinst hier sehr zufrieden zu seyn, sagte der Vogel indem er aufstand. O ja, antwortete Rosalinde, sollte Dir dieß Land nicht gefallen? Das kann es mir unmöglich, so wie Dir, versetzte der Vogel, Du hast Deine menschliche Gestalt darin behalten, aber ich — es ist wahr, für einen Vogel bin ich sehr schön, aber ein Vogel ist doch immer kein Mensch. Warst Du denn je ein Mensch, rief Rosalinde verwundert. O gewiß und Du hattest mich damals sehr lieb. Wie? so bist Du doch wohl gar meine Amme, meine liebe Bertha? Beide umarmten sich nun mit der größten Zärtlichkeit, die Prinzeßin fragte, ob sie ihr nicht verhaßt wäre, da sie die Ursach ihrer Verwandlung sey. Ach nein mein Kind, rief die Amme, ich bin selbst schuld daran, ich hätte nicht so lange bei Dir bleiben sollen. Rosalinde erkundigte sich wie sie nunmehr zu ihr gekommen wäre.

Ich schlief an dem Tage, da ich Dich zum erstenmal sah, ermüdet ein, da war mir, als ob Hände die ich nicht sehn konnte mich forttrugen und mich am Fuße des Baums niedersetzten, wo Du mich fandest, ich weidete meine Augen an den schönen Blumen, der herrlichen Musik die umher ertönte und an dem heitern Himmel. Ich saß in Gedanken, als sich mir ein Vogel mit glänzenden Federn näherte; Bertha! rief er, Du sollst Deine verlohrne Rosalinde wiedersehn. Vor Freuden über dies Anerbieten, vergaß ich das Wunderbare daß ein Vogel sprach; nur hüte Dich, fuhr er fort, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bei ihr bleibst, sonst muß Dich die Königin der Vögel in einen schwarzen Raben verwandeln, dies ist das unvermeidliche Schicksal aller Sterblichen, die nachdem die Sonne verschwunden ist, im Gebiete der Vögel leben und unsre große Königin kann es nicht ändern, darum suche vorher den Wald zu erreichen und Du wirst Dich in Deinem Zimmer wiederfinden. Du kamst bald darauf zu mir und kaum hatte ich Dich verlassen, so erwachte ich in meinem Bette, ich hielt diese ganze Begebenheit für einen Traum. Am folgenden Abend überfiel mich dieselbe Schläfrichkeit, ich entschlief in meinem Zimmer und erwachte am Fuße des Baumes, der Vogel stand wieder vor mir und wiederholte seine Warnung. Wie ist es denn,

fragte

fragte ich, daß meine geliebte Rosalinde ihre Gestalt behalten hat? Meine Mutter hat vom Schicksal die Erlaubniß eine menschliche Gestalt bei sich zu haben, doch aber muß diese mit freiem Willen und ohne einiges Misvergnügen bei ihr bleiben und darum ist sie gezwungen alle Wünsche der Prinzeßin zu erfüllen und durch ihre Zofen Dich jeden Abend hieher tragen zu lassen, ob sie sich gleich durch diese Gewaltthätigkeit die Feindschaft der andern Vögel zuzieht. Aber fragte ich weiter, wie kann der Königin so viel daran liegen ein kleines Mädchen zu ihrer Gesellschaft zu haben, da sie sich dadurch in so große Gefahr bringt? Ich kenne Deine Liebe zu Rosalinden fuhr der Vogel fort und kann Dir daher wohl alles entdecken. Mein Vater war ein mächtiger König unter den Feen, beinah alle Geister waren ihm unterthan, diese Macht verschaffte ihm ein kostbarer Talisman den er beständig am Finger trug, ich war damals ein schöner Prinz, der Stolz und die Freude meiner Eltern. Der König der Bären, ein falscher Mann, der nach meines Vaters Macht trachtete, hatte einen Sohn der pucklicht und ungestaltet war, er suchte meinen Vater durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, daß er endlich dem pucklichten Prinzen die Erlaubniß gab, mein Gesellschafter zu seyn; dieser wußte sich so freundschaftlich zu betragen, daß ich meinen Vater oft

hat seine häßliche Gestalt zu verschönern, er versprach es einmal indem er mit uns beiden spatzieren ging; als er in den Wald von Blumen kam, sagte er, die Hitze des Tages hat mich müde gemacht, laßt mich hier ein wenig ruhn, dann will ich Dich mein Prinz von der Gestalt die Dir zuwider ist befreien und ich hoffe Dein Vater soll mir es Dank wissen. Er befahl so lange er schliefe nicht von seiner Seite zu gehn und ihn zu wecken, wenn ihm jemand nahe käme. Ich versprach es, fuhr der Vogel fort, ich hatte aber nur wenige Minuten mit meinem Freunde bei meinem schlafenden Vater gesessen, als sich dieser über einen heftigen Durst beklagte und von mir einige Erdbeeren verlangte, ich lief sogleich ihm welche zu suchen, indes zog dieser Niederträchtige den Ring von meines Vaters Hand, durch dessen Macht der König der Bären sogleich herbeikam und meinen Vater gefangen nahm und mit starken goldnen Ketten belegte. Ich hatte Erdbeeren gefunden und brachte sie auf breiten Palmblättern, wie erschrack ich aber, als ich meinen unglücklichen Vater sah, der mich mit Vorwürfen überhäufte, daß ich ihn seinen Feinden übergeben hätte, ich wußte damals von dem unglücklichen Talisman nichts. Gut, daß Du kommst, rief der Bär hämisch, Dir ist ja meines Sohnes pucklichte Gestalt immer so zuwider gewesen, trage sie von jetzt an selbst. Bei

diesen Worten berührte er mich mit dem Ringe und ich glaubte zu sterben, denn meine schlanken geraden Glieder schrumpften zu einer abscheulichen Figur zusammen und sein eigner Sohn stand wie mein ehemaliges Bild vor mir. Die Thränen flossen bei dieser Erzählung aus des Vogels Augen. Mein Vater, fuhr er fort, suchte mich über mein Unglück zu trösten und der König der Bären schleppte ihn in die Erde zu seiner Wohnung. Meine Mutter hatte nicht die Macht meine Verwandlung aufzuheben, und doch war es ihr unmöglich mich in dieser Gestalt zu sehen, sie verwandelte mich daher in einen Vogel. Alle Geister und Feen die meine Mutter um Rath fragte, antworteten ihr: daß es einer Prinzeßin möglich wäre, meinen Vater zu befreien, den Talisman wieder zu erhalten, mich selbst in meinen vorigen Stand zu setzen und am Ende meine Gemahlin zu werden, nur müßte sie freiwillig bei uns wohnen; auch hätte der König der Bären so lange keine Gewalt über uns, wie wir uns keiner Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Darum mein Kind, schloß die Amme, wurdest Du Deinen Eltern entführt und man muste mich zu Dir bringen weil Du es verlangtest; durch unsre Unvorsichtigkeit wurde ich am dritten Abend in einen Raben verwandelt und führte ein Jahr lang ein

betrübtes Leben auf der Erde und jetzt habe ich die Erlaubniß in diesem schönen Lande zu leben.

Rosalinde hatte mit der größten Aufmerksamkeit diese Geschichte angehört. Als die Amme geendigt hatte, fragte sie, warum hast Du mir aber als ich Dich das letztemal sah nicht das alles erzählt. Bertha antwortete, daß sie dem Prinzen einen Eid habe leisten müssen, ihr davon so wenig als ihren Eltern zu sagen, denn die Prinzeßin sey noch zu jung und könnte leicht zu ernstlich zurück nach ihren Eltern begehren und dann sey alle Hoffnung verlohren; und der König, wenn er den Zusammenhang der Geschichte wüßte, würde gewiß mehr Sorge für seine Tochter haben, als jetzt, da er nur mit Sehnsucht wünschte, die zehn Jahre mögten erst verflossen seyn, daß er sie und ihren Gemahl umarmen könnte.

Ach, sagte die Prinzeßin, wer weiß wie viel wir alle noch zu leiden haben! Die Amme tröstete sie und suchte sie zu überreden, daß vielleicht die Zeit nahe sey wo sie alle glücklich werden würden. Rosalinde, der Prinz und die Amme waren nun beständig beisammen. Die Prinzeßin war jung und froh und vergaß den dritten Tag schon was sie den ersten und zweiten geängstigt hatte, sie hatte so oft von Gefahr sprechen hören und doch

blieb alles so ruhig wie zuvor, daß sie am Ende glaubte, es könne auch wohl eine schwermüthige Einbildung der Königin seyn und der Prinz würde einmal plötzlich seine ehemalige liebenswürdige Gestalt wieder haben.

So waren zwei Monate verflossen, als die Prinzeßin am Abend mit ihrer Amme im Garten ging, die Königin trat zu ihnen, Rosalinde, sagte sie, Du weißt meine Geschichte, die Amme hat sie Dir erzählt, sage mir, hast Du seit der Zeit einmal den Wunsch gehabt mich zu verlassen? Die Prinzeßin versicherte, daß sie die Königin und den Prinzen über alles liebe und sie nie verlassen wolle. Mein Kind, fuhr die Königin fort, heute ist meines Sohnes Geburtstag, in dieser Mitternacht da ich mich seiner zum erstenmal erfreute, sehe ich ihn in seiner wahren Gestalt, er selbst weiß nichts davon, er schläft, wenn ich ihn erwecken wollte, würde sie sogleich wieder verschwinden und mein Sohn würde wieder in der Gestalt meines Todfeindes vor mir stehn. Ich will Dich mit mir nehmen, Du sollst Deinen künftigen Gemahl kennen lernen. Rosalinde bat sie, ihr doch die Angst zu erklären, die er einst an dem Bache wegen der pucklichten Figur gehabt habe. Die Königin sagte ihr, daß dieser Bach alle Bezauberungen die ohne Hülfe des Talismans geschehn wären

entdeckte, darum habe sie das pucklichte Bild des Prinzen, aber nicht sein eignes gesehn. Komm, fuhr sie fort, daß ich dich von irdischen Irrthümern reinige, ich will Dich in den Strahlen des Mondes baden und Du wirst, halb selbst eine Fee, allen Bosheiten feindseliger Geister widerstehn. Sie nahm die Prinzeßin bei der Hand und führte sie in ein dunkles Gebüsch. Die Sonne war schon untergegangen und der hellblaue Duft zog sich nach und nach zurück, um dem Golde worin der Himmel bei Nacht prangte zu weichen. Sie hatten das Gebüsch verlassen und standen auf einer grünen Wiese, es schimmerte alles rings umher, die Gräser und Blümchen am Boden schienen aus Goldstaub hervorgewachsen zu seyn, in der Mitte stand ein Tempel aus weißen Elfenbein, vor dessen Eingang eine rothe Wolke als Vorhang schwebte. Der Tempel war von einem Fluß umgeben, dessen bläuliche Wellen hin und wieder hüpften, sie standen einen Augenblick und die Wellen hoben den Mond aus der Tiefe empor und schienen ihn scherzend zu nöthigen seinen Platz am Himmel einzunehmen. Der Mond schwamm langsam am Himmel herauf und die Königin führte die Prinzeßin zum Ufer des Flusses, ein kleiner Nachen schwamm zu ihnen herüber, sie stiegen ein und befanden sich bald an den Stufen des Tempels, bei ihrer Annäherung theilte sich die purpurne Wolke

und

und ein goldner Schein umfloß beide. Als sie in den Tempel eintraten, erblickte die Prinzeßin eine große goldne Schaale, sie kamen näher und sie sah, daß die reinsten Mondstrahlen sich darin durcheinander bewegten, die Prinzeßin stand am Rande und sah hinein und eine sanfte Wehmuth erfüllte ihre Brust, Thränen flossen aus ihren Augen und mischten sich mit den Wellen des Mondes die davon ein wenig zu braußen anfingen aber gleich wieder besänftigt sich wie zuvor bewegten. Die Königin hob Rosalinden auf und setzte sie in die Schaale, Schauder und Entzücken ergriffen die Prinzeßin, sie meinte sie müßte sterben und untergehn, und doch war ihr dieß Gefühl eine Seeligkeit. Nach einiger Zeit warfen sie die Wellen aus, und sie lag knieend vor der Königin, diese hob sie auf, drückte sie schweigend an ihren Busen und beide traten den Weg zum Pallaste an.

Sie kamen zum Zimmer des Prinzen, der schlafend auf einem Bette lag, die Königin zog die goldnen Vorhänge auf und freudig überrascht trat die Prinzeßin einen Schritt zurück; der schönste Jüngling lag wie ein Gott schlummernd auf weichen Kissen, sein braunes Haar lag in gefälligen Locken um seinen weißen Nacken, die rothen frischen Lippen ruhten lächelnd übereinander und die langen schwarzen Augenwimper schienen

neidisch den holdseligen Blick seiner Augen zu verstecken, ein Gewand von kleinen silbernen Federn schmiegte sich an seinen Körper. Die Königin betrachtete ihn eine Zeitlang mit Entzücken, dann brach sie in Thränen aus, sie setzte sich am Fuße des Bettes nieder. Rosalinde stand neben ihr, es war ihr unmöglich die Augen von dem schlafenden Jüngling wegzuwenden, der kleinste Zug seines Gesichts prägte sich ihrem Gedächtniß ein; die Königin näherte sich dem Schlafenden und drückte einen leisen Kuß auf seine Lippen. Erlaubst Du mir auch, daß ich ihn küsse? fragte Rosalinde. Gerne, sagte die Königin, zwischen Thränen lächlend, nur wecke ihn nicht. Die Prinzeßin näherte sich, sie küßte ihn leise und lehnte ihr Gesicht an das seinige, ihre Thränen flossen heiß auf seine Wangen, sie wollte sie abtrocknen und der Prinz erwachte.

Schreiend sprang die Prinzeßin auf, weinend warf sich die Königin nieder, der schönste Prinz war verschwunden und eine kleine unförmliche Figur richtete sich auf. Wie kömmt es meine theure Mutter, daß Du um diese Zeit zu mir kömmst, und Du meine geliebte Rosalinde? Es ist die Zeit da Du gebohren wurdest, sagte die Königin, die sich indeß gefaßt hatte, ich gieng mit Rosalinden spatzieren, da konnte ich es mir nicht versagen Dich zu sehn.

Der

Der Prinz dankte ihr ihrer Zärtlichkeit wegen und beide Damen entfernten sich.

Wirst Du mir vergeben, fragte Rosalinde, daß ich alle Deine Freuden stöhre? selbst den Anblick Deines Sohnes habe ich Dir geraubt. Die Königin küßte sie stillschweigend und die Prinzeßin ging auf ihr Zimmer. Das Bild des Prinzen wohnte wie ein milder Sonnenschein in ihrem Busen, sie rief sich unaufhörlich alle Züge seines schönen Angesichts in ihr Gedächtniß zurück und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, als sie am andern Morgen dem Vogel begegnete.

Nach einigen Tagen sagte die Königin, indem sie Rosalinden einen kleinen Spiegel reichte: trage diesen Talisman auf Deinem Busen, keine Macht ist im Stande Dir ihn zu entreißen, wenn Du ihn nicht freiwillig weggiebst, weder schlafend noch wachend kann man ihn Dir entwenden, er wird Dich gegen Betrug schützen, es könnte sonst leicht der Sohn des Königs der Bären Dich betrügen und Du würdest den Betrug nicht ahnden. Die Bezauberung kann dieser Stein zwar nicht aufheben, Du wirst immer seine erborgte schöne Gestalt sehn, aber ihn nicht lieben, darum versprich mir den Talisman immer zu behalten. Rosalinde versprach es feierlich. Sie bemerkte, daß die Königin, der Prinz

und ihre Amme immer bedrübter wurden, jemehr sich dieser Monat zu Ende neigte, alle Musik verstummte im Pallast und im Garten, alle Vögel saßen nachdenkend auf den Zweigen, die größten und stärksten waren täglich in dem Blumenwald beisammen.

Die Prinzeßin fragte ihre Amme um die Ursach dieser Zusammenkunft und erfuhr, daß der Wald von schwarzen Bäumen, wovor Rosalinde eine geheime Furcht hatte, die Grenze des Königreichs der Vögel sey, aber noch ganz dazu gehöre; in diesem Walde befänden sich alle Geheimnisse der Zauberei und alle Geister die die Finsterniß und den Schatten liebten, sobald der König der Bären den Krieg anfienge, müßte er dort mit seiner Macht angreifen.

Indem beide noch darüber sprachen, erhob sich ein schreckliches Geschrei der Vögel in der Luft, alle scharfe Winde bliesen hin und wieder und rissen die Blätter von den Bäumen; die Luft, die sonst immer in melodischen Tönen erklang, brauste heulend durcheinander. Die Königin stürzte auf Rosalinden zu: Halte Dein Wort! rief sie, und werde mir nicht abtrünnig, sie ließ sie loß und eilte der Gegend zu woher der Lärmen kam. Das Geschrei und Geheul verdoppelte sich, viele Vögel kamen mit zerrißnen Flügeln mühsam durch die Luft, endlich auch die Königin mit fliegenden Haaren. Der König der

Bären folgte mit seinem ganzen Heer und seinem Sohne. Legt ihnen Ketten an! rief er, und eine große Anzahl Bären ergriffen die Königin und Rosalinden. Einige andre brachten den Prinzen blutend mit ganz zerrißnen Flügeln. Der König berührte ihn mit dem Talisman und die Federn floßen von seinem Körper hinab und eine puckliche menschliche Gestalt umgab ihn. Jetzt sollst Du ihn doch so sehn müssen, sagte der Bär, indem er sich zur Königin wandte, die vor Schmerz auf den Stufen des Pallastes niedergesunken war.

Der Sohn des Bären hatte sich indes Rosalinden genähert und sie aufmerksam betrachtet, die Prinzeßin sah ihn an und fand daß es ganz das geliebte Bild des Prinzen sey, aber sie fühlte die Kraft des Talismans; er war ihr verhaßt.

Weine nicht meine Theureste, sagte er mit sanfter Stimme zu ihr, Du wirst bei diesem Wechsel nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen, wir haben Dich der Gewalt einer unwürdigen Königin, die Dich durch Betrug erhielt, entrissen, und Du sollst selbst meine Königin seyn. Rosalinde antwortete nicht, ihre Augen waren auf die Königin gerichtet. Wie? fuhr der Prinz zornig fort, Du antwortest mir nicht einmal, nun wohl, so soll meines Vaters Befehl sogleich vollzogen werden. Es

wur-

wurden nun schwere goldne Ketten um ihre zarten Hände gewunden, und der König der Bären hieß die Gefangnen sogleich in die Kerker bringen, die er für sie bestimmt hatte. Ein großer Bär mit rauhen kalten Tatzen umfaßte Rosalinden, ein andrer die Königin und beide wurden fortgetragen.

Sie kamen zu dem Wald von Blumen, Rosalinde sträubte sich in den Klauen des Bären und riß in der Angst eine Rose von einem Zweige, die Erde war weit von einander gespalten, die Bären stiegen endlich mit ihren Gefangnen hinein; Rosalinde schrie laut auf, eine feuchte kalte Luft wehte ihn entgegen; sie fuhren bei hohen rauhen Felsen vorüber, in dunklen schwarzen Steinen schimmerten ganz schwach einige Streifen Gold. Sie fürchtete sich in jedem Augenblick, der Bär würde sie loßlassen und sie würde an den spitzigen Steinen zerschmettern; endlich wurde die Luft etwas freier, sie standen auf einem dürren Platze, wo hin und wieder einzelne Dornsträucher mühsam hervorgewachsen waren, die Luft war grau und neblicht, Dünste, die aus der Erde stiegen, hiengen wie graue Schleier über den gegenüberstehenden Felsen. Ein heftiger Frost schüttelte Rosalinden zusammen; folge mir! sagte der Bär, der sie getragen hatte, und ergriff ihre Kette, Rosalinde gieng über den kalten Boden, die Königin folgte ihr, sie näherten sich den Felsen, die

sparsam mit Moos bedeckt waren, die Kraft der Sonne hatte es hervorgetrieben, die manchmal an heißen langen Tagen mit einigen Stralen durch diesen Nebel brach.

So fürchterlich Rosalinden diese ganze Gegend war, so wünschte sie sich dahin zurück, als sie in die Höhle eines Felsen hineintrat; die Luft darin war so kalt und naß, so daß die Federn, woraus ihr Kleid bestand, sich zusammenkrümmten und sich naß an ihrem erstorbnen Körper schmiegten, eine Feuchtigkeit floß beständig von den Wänden herab, die sogleich gefror und so die Höhle wie mit Spiegeln bekleidete, sie dachte an die christallnen Wände ihrer ehmaligen Wohnung und Thränen flossen aus ihren Augen, die auf ihren Wangen zu Perlen gefroren. Rosalinde hatte noch die Rose in ihrer Hand, die unter einem milden Himmel empor gewachsen, hier schon erstarrt war; ach, so wird es mir auch gehn, rief die Prinzeßin aus, indem sie sich auf ein ärmliches Lager von Moos niederwarf, ich werde den morgenden Tag nicht mehr sehn. Ein kleiner weisser Bär kroch freundlich um die Füße der Prinzeßin und suchte sie zu erwärmen. Rosalinde beugte sich wehmüthig zu ihm: Du gutes Thier, sagte sie, indem sie ihn in die Arme schloß und mit ihren Thränen benetzte, hast Mitleid mit mir. Ich bin Deine Amme, antwortete der Bär. Wie Du weggeführt

warst,

warst, sagte der Prinz hämisch zu seinem Vater: da ich Dich am Hofe der Königin als Vogel bedient hätte, so möchte er mich Dich an seinem Hofe nun auch als Bär bedienen lassen; er berührte mich nur, und ich lief als Bär auf allen Vieren. Und was ist aus dem Prinzen geworden? fragte Rosalinde, das weiß ich nicht, war die Antwort.

Am folgenden Morgen besuchte sie der Sohn des Königs. Bist Du noch nicht freundlicher gegen mich? fragte er Rosalinden. Wie kannst Du das fordern, antwortete die Amme, in dieser kalten nassen unbequemen Wohnung, sie, die Pracht und Sonnenschein gewohnt ist. Du sollst sehn, daß ich Dich liebe, sagte der Prinz, mein Vater hat mir dies Königreich und die Bären geschenkt, Du sollst mit mir sein ehmaliges Schloß bewohnen. Er winkte und ein Wagen von schwarzen Marmor von schwarzen Bären brummend gezogen erschien; er hob Rosalinden hinein, sie fuhren langsam durch dicke Wälder und wüste Plätze, wo Bären in Höhlen wohnten, die die Köpfe heraussteckten um ihren neuen König zu sehn; endlich erreichten sie einen hohen Felsen, auf dessen Spitze das Schloß des Königs stand, sie erkletterten ihn mit Mühe. Der Prinz zeigte Rosalinden ihre Wohnung, ein enges finstres Zimmer, dessen Wände wie das ganze Haus von schwarzen Marmor war, durch kleine Fenster

fielen nur sparsame Lichtstralen, dies beängstigte sie von neuem, die Luft darin war kalt und drückend, zugleich die Fenster so hoch, daß man sie nicht erreichen konnte, ein Lager aus Fellen bereitet nahm die eine Wand ein, verschiedene andre Felle, die ihr zu Kleidern dienen sollten, waren darüber hingebreitet, ein Tisch und einige Stühle, ebenfalls von schwarzen Marmor, machten das übrige Geräthe aus. Die Prinzeßin legte sich nieder und schlief ermüdet ein, sie träumte sie befände sich wieder an den Stufen des elfenbeinernen Tempels, worauf sie niederkniete und weinte. Die purpurne Wolke trennte sich wieder, ein blendender goldner Schein, in dessen Mitte ein Grais im silbernen Gewande stand, überraschte sie. Ich kenne Deine Geschichte, sagte der Grais und will Dir beistehn, Du wirst glücklich seyn, wenn Du dem jungen König der Bären glauben machen kannst, daß Du ihn liebst, so wird durch Deine Klugheit und seine Falschheit am Ende der wunderbare Talisman in Deine Gewalt kommen. Rosalinde erwachte von neuem Muth belebt, sie rief ihre Amme und erzählte ihr ihren Traum. Beide trösteten sich nun und überlegten wie man das Zutrauen des Prinzen gewinnen könnte.

Er erschien am andern Morgen und Rosalinde fragte was aus der Königin geworden sey? er sagte, daß sie mit dem Könige ihrem Gemahl in ein Ge-

fängniß

fängniß unter der Erde verschlossen sey, wo sie von hundert Bären bewacht würden. Die Prinzeßin konnte die Thränen nicht zurückhalten; er sagte, daß die Königin schon allein diese Strafe verdiente, weil sie den Vorsatz gehabt habe, die Prinzeßin mit ihrem ungestalteten Prinzen zu verheirathen und machte ihr den Willen seines Vaters bekannt, daß sie ihm an ihrem dreizehnten Geburtstage vor den Augen der Königin, ihres Sohnes und des schon lange gefangnen Königs, die alle Rosalinden als ihre letzte Hofnung betrachteten, vermählt werden sollte. Die Prinzeßin hatte Mühe ihren Unwillen zu verbergen, die Worte des Graises aber schwebten in ihrem Gedächtniß.

Der Prinz besuchte sie jeden Morgen, er erzählte daß sich sein Vater sehr darüber freue, daß Rosalinde so freundlich gegen ihn sey. Die Prinzeßin fragte, ob denn der König jetzt das Schloß der Königin bewohne? ja, versetzte der Prinz, er liegt jetzt den ganzen Tag im Sonnenschein und wärmt sich die Pfoten, ich beneide ihn recht, besonders da ich so spät die Hofnung habe, dies schöne Land zu besitzen und Du mein Kind wirst es wohl gar nicht erleben. Wie so? fragte Rosalinde erschrocken. Ach so ein Feenkönig lebt viele hundert Jahre, also bist Du denn längst gestorben; ich muß Dir nur sagen, daß wir Dich überhaupt umgebracht

hätten,

hätten, damit wir ganz vor der Königin der Vögel sicher wären, aber mein Vater sagte, daß es zu gefährlich für uns sey, wir erzörnten durch einen Mord alle andre Geister gegen uns; wir hätten es aber vielleicht doch gethan, wenn ich mich nicht gleich in Dich verliebt hätte.

Rosalindens Bestürzung war unbeschreiblich, sie glaubte jetzt erst die Gefahr zu sehn, worin sie schwebte; denn dachte sie, kann es diesen Barbaren nicht noch einfallen mich zu ermorden und wer wird mich hier beschützen? Ihre Thränen flossen häufig. Der Prinz fragte nach der Ursach ihres Kummers: sie gestand, daß sie sich fürchtete, er würde sie noch umbringen; er versicherte, daß sie ganz ruhig seyn könnte da er sie liebe. Er sprach nun wieder viel von dem warmen sonnigen Lande und wie sehr er es zu besitzen wünsche. Die Prinzeßin äußerte den Wunsch es einmal wieder zu sehn; er versprach bei seinem Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß er sie einmal mit dorthin bringen könnte. Rosalinde fragte, ob er denn immer die Reise auf die Art machte, wie sie hieher gekommen wäre. Ach nein, versetzte er, mein Vater hat eine große Macht, ich darf mich nur setzen, so zieht er mich in einem Augenblick zu sich. Die Prinzeßin dachte an den Ring und seufzte.

Am folgenden Tage sagte ihr der Prinz, daß sein Vater sie selbst einmal wiedersehn wollte und daß sie in einem Augenblick bei ihm seyn würde. Sie wollte antworten und stand schon vor dem Könige der Bären, der ohne allen Schmuck auf einem weichen Rasen im Sonnenschein lag, der ihm so wohl gefiel, daß sich alle Haare seines Pelzes weit auseinander dehnten; aus Wohlgefallen streckte er die Tatzen weit von sich und brummte aus innerer Zufriedenheit.

Die Prinzeßin fürchtete sich bei seinem Anblick. Mein Sohn ist mit Dir zufrieden, rief er ihr entgegen, das freut mich, komm setze Dich zu mir, Du siehst daß wir Dir wie seiner künftigen Gemahlin begegnen, Du bewohnst mein Schloß und sogar der Wunsch diesen Garten wieder zu sehn wird Dir erfüllt, ich hoffe daß Du das dankbar erkennst. Rosalinde versicherte es. Sie sahe den Garten an, alle Musik war verstummt, nur noch einzelne Vögel saßen auf den Bäumen, Bären hatten den Boden aufgewühlt, der Blumenwald war umgerissen, die Bären hatten nie Blumen gesehn und rissen eine von den hohen Stauden nach der andern aus. Die goldnen Saiten über dem Pallaste waren verschwunden, seit sie nicht mehr von zarten Geisterhänden angeschlagen wurden. Rosalindens ehmalige Dienerinnen, die silbernen Tauben befanden sich noch

im

im Garten, sie näherten sich ihr und küßten ihre Hände und Füße. Die Prinzeßin erwiederte ihre Liebkosungen, eine Taube flatterte etwas zu schnell zurück und blieb in dem Pelze des Bären hängen, zornig warf er sie von sich, ihre Füße kratzten ein wenig seine Haut, mit seiner Klaue schlug er sie nieder, daß das rosenrothe Blut zu den Füßen der Prinzeßin schwamm. Grausamer! rief diese aus; hoho! schrie der Bär, ich kann die ganze Brut vertilgen. Er ergriff nun alle Tauben, die sich in seinen Klauen krümmten, in einigen Augenblicken bedeckten ihre zerrißnen Körper den Rasen. Rosalinde glaubte sie noch vor sich zu sehn, als sie sich schon wieder auf ihrem Lager im Marmorpallast befand. Der Prinz stand vor ihr. Wie hast Du es wagen können, meinen Vater so zu erzörnen? fragte er. Grausam darf man ihn gerade am wenigsten nennen, mich wundert, daß er nicht Dich und die Tauben zugleich zerriß.

Nach einigen Tagen sagte er ihr, daß er seinen Vater in den Krieg gegen einen andern König begleiten müßte, als einen Beweis seiner großen Liebe gab er ihr die Erlaubniß im Schloße herum zu gehn, nur sollte sie sich hüten dem See zu nahe zu kommen, der am Fuße des Felsen läge, denn wenn der König der Bären aus seinem Lande abwesend wäre, so würde er immer von einem Geiste bewohnt, der

eine besondre Feindschaft gegen die Menschen hätte und sie sehr leicht in seine Gewalt bekäme. Rosalinde versprach sich zu hüten und der Prinz nahm Abschied von ihr. Sie war sehr erfreut, daß sie seine Gesellschaft auf einige Zeit loß wurde. Sie gieng sogleich mit ihrer Amme, um die andern Zimmer des Schlosses anzusehn, alle waren finster und klein, das Geräth von schwarzen Marmor, in einem hieng an einer Wand ein kleiner überaus glänzender Spiegel, die Prinzeßin sah von ohngefähr hinein und dachte: ach wie verschieden ist es hier von dem schönen sonnigen Lande und wie mag das jetzt aussehn, ob es der grausame Bär wohl noch mehr verwüstet? Wie erstaunte sie, als sie durch den Spiegel in eine weite Gegend zu sehn glaubte. Der Pallast der Königin stand mit aller seiner Pracht vor ihren Augen, in dem Garten wiegten sich die goldnen Blumen. Bären liefen geschäftig hin und wieder, kriegerische Trompeten ertönten. Der König kam ganz bewaffnet aus dem Pallaste, der Prinz folgte ihm und ein Zug von Bären dessen Ende das Auge kaum erreichen konnte. Sie hatten den Garten kaum verlassen, als einige glänzende Vögel fröhlich zusammenflatterten, Lieder sangen und sich über die Abreise des Königs freuten. Bären, die zur Wache zurückgeblieben waren, hörten es, überfielen die Vögel auf einem Grasplatze, wo sie zusammen standen und zerrissen sie als Verräther. Rosa-

linde kehrte weinend den Blick davon; als sie wieder hinsah war die ganze Aussicht verschwunden und sie sah nichts als ihr eignes Bild im Spiegel. Was mag wohl mein Vater und meine Mutter machen? fragte sie, ob sie mich wohl vergessen haben? Sie sah den König ihren Vater mit ihrer Mutter an eben dem Platz im Garten, wo sie vor ihren Augen verschwunden war, sie hörte daß der König die Königin tröstete: einige Jahre sind doch schon vorüber, wie bald vergeht die Zeit unsrer Trennung noch, und wir schließen sie dann mit doppelter Freude in unsre Arme. Rosalinde sah die sonst so geliebten und bekannten Bäume wieder, nach denen sich ihr Herz so oft gesehnt hatte; ihre Eltern, bei denen sie im immerwährenden Andenken lebte. Der König brach einen Apfel von einem niedrigen Bäumchen und gab ihn der Königin, iß ihn, sagte er und denke dabei an unsre Tochter. Länger konnte es die Prinzeßin nicht ertragen, weinend mit ausgestreckten Armen fiel sie vor dem Spiegel nieder, es war der Baum den sie an einem schönen Sommerabend spielend pflanzte. Als sie sich erholt und aufgerichtet hatte, war auch dies Bild verschwunden. Sie dachte an die Königin der Vögel und an den geliebten Prinzen und ihre Augen wurden von dem Jammer dieses Anblicks erschreckt. Sie sah eine schwarze Höhle, die sich eng und finster wölbte, an deren Wänden der König ein ehrwürdiger Grais, die

Königin und der Prinz in häßlicher pucklichter Gestalt mit großen goldnen Ketten angeschlossen waren. Ein Strom trieb mit Gewalt durch die enge Höhle und netzte mit großen Eisschollen die Füße der armen Gefangnen. Und wenn sie uns nun vergißt! rief der König, wenn sie den Talisman bekömmt und sich mit dem Sohne unsres Feindes verbindet, der unsres Sohnes schöne Gestalt trägt, so müssen wir hier Jahrhunderte im Elende schmachten und so vergehn; denn wenn sie einmal mit ihm verbunden ist, so kann sie uns nachher nicht retten, wenn sie auch selber wollte. Nein, nein, rief Rosalinde, könntest du meine Stimme doch hören, ehrwürdiger Vater. Die Amme erinnerte die Prinzeßin, daß sie nicht so laut seyn möchte, da die Diener, die der Prinz hier gelassen hätte, gewiß aufmerksam auf sie wären, und es würde ihnen auch gewiß auffallen, wenn sie so lange in diesem Zimmer verweilte. Sie verließen das Schloß und standen auf der Spitze des Felsens. So weit ihre Augen reichten, sahe sie nichts als feuchten sandigen Boden, worauf sehr schwarze Felsen standen. Ganz fern von ihnen, so daß es dem Auge kaum deutlich war, schien sich etwas in der Luft wie Wipfel der Bäume zu wiegen. Das Zimmer worin der Spiegel hängt, soll mein Lieblingsaufenthalt seyn, sagte Rosalinde; denn wie ist es möglich, daß man ohne den Anblick von frischen Bäumen und heitern Himmel leben kann?

Hier

Hier, so weit ich sehn kann, kein Gräschen, kein Blümchen. Sie spähte suchend mit den Augen umher und entdeckte ganz unten am Rande des Felsens eine kleine rothe Blume, die zwischen drei schönen Blättern hervorgewachsen war, sie stieg den Felsen herunter, um sie zu holen, sie sahe daß sie ganz nahe am Ufer des Sees stand, vor dem sie der Prinz gewarnt hatte, sie wollte schon zurück; aber, dachte sie, wie schnell ist eine Blume abgepflückt, sie bückte sich nun es zu thun. Das Wasser rauschte ein wenig und der Grais, den Rosalinde im Traum gesehn hatte, stieg aus dem Wasser hervor. Die Prinzeßin wollte schnell entfliehn. Warum fürchtest Du Dich mein Kind? fragte er mit sanfter Stimme. Sie drehte den Kopf um und seine Gestalt war so ehrwürdig und doch so milde daß alle ihre Furcht verschwand. Ich weiß es wohl, daß man Dich gewarnt hat Du sollst dem See nicht nahe kommen, der König der Bären weiß es wohl, daß er mich zu fürchten hat. Ueberwinde Dein Mißtrauen und komm in meine Arme, so kann vielleicht der Talisman bald in Deiner Gewalt seyn. Rosalinde stand zweifelhaft. Der Grais fuhr fort; der Bärenkönig wird morgen als Sieger in sein Land einziehn und der Prinz in sein Schloß, dann ist es mir vielleicht nicht mehr möglich Dir beizustehn, denn das Schicksal hat mich verdammt, daß ich nichts in diesem Lande thun kann, wenn sein Be-

sitzer gegenwärtig ist, entschließe Dich bald, sonst ist es zu spät. Der Gedanke, daß sie vielleicht bald alle ihre Freunde befreien könnte, wurde lebhaft in Rosalinden, sie eilte auf den Alten zu, der sie schnell in seine Arme schloß und in den See stieg. Das Brausen des Wassers betäubte die Prinzeßin und als sie sich erholt hatte, befand sie sich im Zimmer eines Pallastes, dessen Wände so wie das Dach durchsichtig waren. Die Prinzeßin konnte in dem klaren Wasser alle Fische sehn, die munter darin herumscherzten, über das Dach des Pallastes floß das Wasser hinweg ohne es zu berühren. Sie sah den Grais in eins von den Zimmern, er war durch viele Wände von ihr getrennt, aber sie waren so klar, daß sie jede Bewegung die er machte, sehn konnte. Er hielt ein großes Buch, worin er zu lesen schien, in der einen Hand, und einen Stab, womit er an der Wand zeichnete, in der andern; er machte so wunderliche Gebehrden, daß sich Rosalinde fürchtete. Endlich legte er das Buch und den Stab weg und kam zu ihr. Hast Du Dich erholt mein Kind? fragte er freundlich. Sage mir, warum hast Du mich hier im Wasser eingeschlossen? rief die Prinzeßin. Ich habe vollkommne Gewalt über jedermann, über Feen und Menschen, wenn sie auf den See auf mein kleines Gebiet kommen, und ich hoffe nun, da ich Dich bei mir habe, den Talisman

wie=

wieder zu seinem rechtmäßigen Besitzer, meinem theuren Freunde zu bringen.

Er ließ Rosalinden von Mädchen, die in wäßrigten Kleidern eingehüllt waren, bedienen, deren freundliches Betragen und sanfte Mienen die Prinzeßin ihre liebe Amme vergessen ließen. Am folgenden Morgen kam der Grais zu ihr; der Prinz wird sehr bald zurückkommen, rief er ihr entgegen, und wenn er Deine Abwesenheit erfährt, in dem Spiegel nachforschen, wo Du Dich aufhälst. Beklage Dich dann unaufhörlich, daß ich Dich ihm entrissen habe und verlange zurück, damit er von Deiner Liebe fest überzeugt wird. Er hatte kaum ausgeredet, als ein Brausen der Wellen die Ankunft des Prinzen verkündigte. Der Alte schwebte auf dem Wasser empor und sah ihn in sein Schloß einziehn; er hörte ihn nach Rosalinden fragen. Der Grais eilte nun zur Prinzeßin zurück, die sich auf einen Wink von ihm sogleich zu seinen Füßen warf, und ihn anflehte er möchte sie ihrem Prinzen zurückführen. Du bist einmal in meiner Gewalt, antwortete er mit rauher Stimme, und keine Macht soll Dich mir entreißen. Rosalinde bat von neuem und er vermehrte die Härte seiner Rede. Nachdem sie ihn sehr lange gebeten hatte, erklärte er endlich, daß er sie dem Prinzen unter einer Bedingung überlassen wollte. Er verließ nun die Prinzeßin, die

sich auf ihr Lager warf und ihr Gesicht in dem Küssen versteckte, damit wenn der Prinz noch in den Spiegel sähe, er glauben möchte, sie weine um ihn.

Der Prinz hatte kaum gehört, daß der Alte Rosalinden unter einer Bedingung frei geben wollte, als er sogleich den Felsen hinunter eilte, um sie zu hören. Er stand am Rande des Sees und rief mit lauter Stimme den Grais. Im silbernen Gewande auf einer Muschel schwamm dieser aus dem Wasser hervor; was verlangst Du? fragte er den Prinzen unfreundlich. Du hältst meine Geliebte Rosalinde bei Dir eingeschlossen, ich fordre sie zurück. Der Grais wollte sich wieder untersenken, indem er dem Prinzen sagte, daß er sie künftig höflicher begehren möchte. Ich weiß wohl, antwortete ihm dieser, daß Du sie mir unter einer Bedingung zurückgeben willst, ich bitte Dich, sage sie mir. Nun wohl, versetzte der Alte, ich hoffe, daß sie Dir angenehm seyn werde. Ich hasse Deinen Vater und kann nicht leiden, daß er das schöne Land der Vögel besitzt, wenn Du nun meinen Rath befolgst, so wirst Du Rosalinden und dies Land zugleich bekommen. Der Prinz war äußerst begierig diesen Rath zu hören und versprach ihn sogleich zu befolgen; denn ich muß Dir nur gestehn, sagte er, ich habe eine so große Lust zu diesem schönen Lande, daß ich meinen Vater lange todtgeschlagen hätte, wenn

das

das bei den Feen nur möglich wäre. Der Alte berichtete ihn nun, daß er seinen Vater völlig in seine Gewalt bekommen könnte, wenn er ihm den Talisman, welchen er ehedem auf Befehl seines Vaters dem Könige der Vögel geraubt habe, wieder entwenden könne. Er machte ihn mit der Kraft des Ringes bekannt und versicherte, daß sein Vater alle seine Macht allein diesem Kleinod zu verdanken hätte.

Der Prinz versicherte, daß es ein leichtes sey diesen Ring zu stehlen; denn wenn sein Vater im Sonnenschein eingeschlafen sey, so könne man mehr thun als das, und er würde nicht erwachen. Er freute sich sehr, daß er nun nicht mehr die Menschen zu beneiden brauche, daß sie einander umbringen könnten; denn wenn er den Ring bekäme, könnte er mit seinem Vater machen was er wolle. Er wollte ihn wieder zum König der Bären machen und er sollte in dem schwarzen Hause wohnen, er selbst aber wollte dann mit Rosalinden in den glänzenden Pallast einziehen. Der Grais berichtete ihn noch, daß wenn er den Ring habe, er ihn nur zu drehen brauchte, so werde er am Ufer des Sees stehn, dann wolle er ihm Rosalinden wieder geben und mit ihm in ewiger Freundschaft leben.

Der Prinz ging auf sein Schloß zurück und erwartete mit Ungeduld, daß ihn sein Vater zu sich

rufen

rufen möchte. Endlich erschien dieser erwünschte Augenblick, aber der König schlief nicht; er hatte so viel zu sprechen, er war so voller Freude, daß er noch einen Feind besiegt hatte, der ihm nun unterthan seyn mußte. Der Prinz konnte seine Ungeduld kaum verbergen, er kam auf sein Schloß äußerst mißvergnügt an. Nach einigen Tagen kam er wieder zu seinem Vater, er fand ihn im Garten liegend. Nachdem sie einige Zeit gesprochen hatten, stellte sich der Prinz sehr ermüdet und schläfrig, er bat den König um Erlaubniß zu schlafen und meinte er würde dann selber einschlafen, und es würde sich so eine Gelegenheit finden den Ring zu bekommen. Der Vater ertheilte ihm diese Erlaubniß gern und sagte: er wolle sich indeß manche Regierungsgeschäfte überlegen. Der Prinz machte die Augen zu und stellte sich schlafend. Der König lag neben ihm, er hörte ihn immer brummend überlegen; er war in der größten Wuth, daß er durchaus nicht schlafen wollte, endlich glaubte er, sein Vater habe Verdacht auf ihn; er drehte also, um ihn sicher zu machen, den Kopf herum und schnarchte stark. Ueber die Anstrengung, die es ihm kostete, den Schlaf natürlich nachzumachen, schlief er am Ende wirklich ein, und fand sich zu seinem Verdrusse nach vielen Stunden in seinem Schlosse. Er war nun gezwungen eine andre Gelegenheit zu erwarten, sie zeigte sich endlich; als sein Vater ihn wieder zu sich rief, fand

er ihn krank; er setzte sich vor seinem Bette wieder und bedauerte ihn zärtlich. Der Bär war über seine Krankheit verdrüßlich und warf sich brummend auf seinem Lager herum. Ich weiß, daß ich noch sieben Tage krank seyn werde, sagte er zu seinem Sohne, Du sollst diese ganze Zeit über bei meinem Bette wachen, damit sich mir niemand nähere, wenn ich schlafe. Der Prinz versprach es gern; der König schlief bald darauf fest ein, der Prinz näherte sich und suchte an seiner rechten Tatze den Talisman. Die langen krausen Haare waren so herüber gewachsen, daß er ihn anfangs gar nicht entdecken konnte, endlich fand er ihn und zog ihn leise herunter. Er war außer sich vor Freuden, als er ihn an seiner Hand sah; er wollte seine Kunst sogleich versuchen, drehte ihn und stand am Ufer des Sees.

Freudig glänzten die Augen des Graises, als er ihn erblickte. O wie viel Dank bin ich Dir schuldig! rief ihm der Prinz entgegen. Ich habe schon in meinen Büchern Dein Glück gelesen, sagte der Grais. Setze Dich zu mir in meine Muschel und komm und empfang Deine Braut. In seiner Freude vergaß der Prinz, daß es gefährlich sey, sich auf den See zu begeben; er stieg neben den Grais ein. Als die Muschel sich auf den Grund des Wassers herabließ, dachte er zwar daran, aber er glaubte die Kraft des Ringes würde ihn gegen jede Gefahr schützen.

Als sie am Thore des durchsichtigen Pallastes standen, sahe der Prinz in eins der innern Zimmer Rosalinden sitzen, er eilte hinein um sie zu umarmen. Er war kaum in den ersten Saal getreten, als ein Brausen des Windes und Klatschen der Wellen ihn erschreckten, der Pallast wankte, er fühlte sich von tausend nassen kalten Händen ergriffen, die ihn zu Boden warfen. Der Alte näherte sich ihm und zog lächelnd den Ring von seinem Finger. Hast Du vergessen, fragte er ihn spottend, daß in meinem Gebiet alles meiner Macht weicht? Er drehte den Ring, und er und Rosalinde standen in dem unermeßlich langen Birkengang im Garten der Königin der Vögel; er reichte der Prinzeßin den Ring und sagte, daß sie nun im Stande sey ihre Freunde zu befreien. O, rief die Prinzeßin, so komme mein theurer Prinz mit Deinen Eltern! sie drehte den Ring und der König, die Königin und der Prinz standen vor ihr mit fliegenden Haaren und nackten Füßen. Rosalinde fiel vor der Königin nieder, und reichte ihr den Ring, diese hob die Prinzeßin auf und drückte sie an ihre Brust. So wie der König den Talisman am Finger hatte, berührte er den Prinzen, der sogleich als der schöne Jüngling im goldnen Gewande vor Rosalinden kniete. Alle dankten dem Könige der Gewässer und giengen nach dem Pallast. Der Prinz sagte, daß er Rosalinden als seine Königin jetzt einführte. Alle hatten in ihrer

Freude den König der Bären vergessen; ein kleiner Schrecken befiel sie, als sie das Zimmer öffneten und ihn auf einem goldnen Bette schlafend fanden. Der König der Vögel näherte sich, um ihn zu erwekken, er schlug aber schon die Augen auf. Das Getöse von den vielen Instrumenten, die in der Luft erklangen, und von den tausend Vögeln, die von jedem Zweige Siegslieder sangen, weil die Königin des Gesangs und der Vögel wieder gegenwärtig war, hatte ihn erweckt. Ich habe es schon oft gesagt, rief er, ich will noch alle Vögel umbringen, wie können sie es wagen, mich in der Ruhe zu stören? Warum bist Du von meiner Seite aufgestanden, sagte er zum Prinzen, den er für seinen Sohn ansah. Deine Macht ist jetzt zu Ende! rief der König der Vögel, indem er sich ihm zeigte, der Talisman ist wieder in meiner Hand und dies ist mein Sohn, nicht der Deinige. Der Bär wälzte sich vor Wuth mit den Zähnen knirschend auf seinem Lager. Ziehe wieder hin in Dein kaltes Land, fuhr der König fort, und sey mir wieder unterthan wie ehmals. Wo ist mein Sohn? schrie der Bär. In meinem Hause, antwortete der Grais. Der König der Vögel drehte den Talisman, und von Wasser triefend stand der Prinz vor ihnen. Die Geister hatten ihn am Boden festgehalten, und allen Wellen die Erlaubniß gegeben hereinzudringen; klatschend waren sie über den Prinzen hinweggeeilt. Ich

kann

kann nicht dulden, redete ihn der König der Vögel an, daß Du meines Sohnes Gestalt schändest, nimm Deine eigne wieder, sagte er, indem er ihn berührte, und sogleich stand er als ein häßlicher Zwerg da. Der König verbannte sie nun von seinen Augen; sie kamen in ihr altes Land zurück. Rosalinde erinnerte die Königin an ihre treue Amme, und sie stand zur unaussprechlichen Freude der Prinzeßin sogleich vor ihnen.

Anfangs wollte nun die Prinzeßin sogleich zu ihren Eltern, aber die Königin stellte ihr vor, daß diese sich schon darin gefunden hätten, sie in zehn Jahren nicht zu sehn, und bat sie also diese Zeit über noch bei ihr zu bleiben, besonders da sie sonst ihren Sohn schon ganz wieder verlieren müßte, wenn er mit Rosalinden die Erde bewohnte. Die Prinzeßin blieb also bis an ihren sechszehnten Geburtstag im Lande der Vögel, wo ihr Leben unter beständigen Harmonien dahin floß.

An diesem Tage erwartete der König mit Sehnsucht den Vogel mit goldnen Schwingen; er stand am Fenster und sah in den Garten und in den blauen Himmel hinaus; endlich sah er in der Luft einen glänzenden Schein flimmern, der sich immer mehr näherte. Er erkannte nun deutlich einen grossen Vogel, der mit seinen breiten goldnen Flügeln

die

die Luft auseinander schlug. Er näherte sich dem Könige und bat ihn demüthig um die Feder, die er bei einem Gefechte aus seinen Flügeln verlohren habe; ich weiß, daß sie in Deiner Gewalt ist, sagte er, und seit sie mir fehlt, wird mir das Fliegen sehr beschwerlich; ich bitte Dich also, stecke sie mir auf der rechten Seite wieder ein, ich will Dich dafür zu Deiner Tochter führen.

Der König steckte die Feder mit großer Freude dem Vogel ein, der ihn nun bat, herunter in den Garten zu kommen. Die Königin ging im Garten spazieren; sie wollte so gern zu ihrer Beruhigung dem Versprechen glauben, daß sie ihre Tochter noch an diesem Tage wiedersehn sollte, und doch ängstigten sie so viele Zweifel. Sie begegnete dem König und dem Vogel, und ihr Herz schlug vor Freude. Wohin willst Du mich nun führen? sagte der König; ohne zu antworten, hob ihn der Vogel auf und eilte mit der größten Schnelligkeit durch die Luft davon.

Die Königin sah ihnen betrübt nach. Sie glaubte, sie würde den König niemals wiedersehn, so wie ihre Tochter und die Amme, die auch so plötzlich verschwunden waren.

Der Vogel trug den König mit großer Leichtigkeit über unermeßliche Länder hinweg; endlich als die Luft viel milder und reiner wurde, floh er langsamer. Jetzt sind wir an der Grenze des Landes, worin Deine Tochter lebt, sagte er zum Könige, indem er ihn niedersetzte, hier wollen wir uns ein wenig erholen. Der König sah sich um, es war derselbe Platz, wo Rosalinde niedergelassen wurde, als man sie ihren Eltern entführt hatte. Sollte man nicht meynen, die Sonne, der Himmel, die Bäume und Blumen auf unsrer Erde wären nur nachgemacht, und das hier die wirklichen? O meine Tochter lebt im Himmel! rief der König verwundert aus. Er wurde von neuem entzückt, als die Vögel ihren Gesang erhoben. Aber sage mir, fragte er seinen Führer, welche Gefahren habe ich denn zu bestehn? Keine, antwortete der Vogel, Du hast sie schon bestanden,

Du hast eine unermeßliche Reise durch die Luft gemacht. Er hob den König wieder auf und setzte ihn in wenigen Augenblicken vor den goldenen Thoren des Pallastes nieder. Der König war über die Pracht erstaunt; er zweifelte, ob er wachte und das alles wirklich sey, als die Thore aufrauschten, lieblicher Gesang und Flötenton ihm entgegen kamen, und der König und die Königin ihn bewillkommten. Vergibst Du mir, daß ich Deine Tochter raubte, redete die Königin ihn mit dem schönsten Gesange an. Der Prinz führte Rosalinden bei der Hand, und beide knieten vor ihm nieder. Er erstaunte über beider Schönheit und schloß sie freudig in seine Arme.

Der König der Vögel machte ihnen nun bekannt, daß Rosalinde und der Prinz mit dem Könige zurück in sein Land gehn sollten, und so lange darin leben, bis ein Sohn von ihnen die Regierung übernehmen könnte; dann, setzte er hinzu, werden Eure Unterthanen glauben, ihr seyd gestorben, und Trauerglocken durch das ganze Land tönen, ihr aber werdet in unsere Arme zurück-

kehren und bei uns im ewigen Frühlinge leben. Man nahm Abschied von einander. Die Königin umarmte ihren Sohn und Rosalinden mit vielen Thränen; der König küßte ihre Stirn, und ein Heer von Vögeln war in dem Augenblick bereit, sie zurück zur Erde zu führen. Sie standen in weniger Zeit in dem Garten, wo die Königin noch den Verlust ihres Gemahls betrauerte. Ihre Freude, als sie ihn und ihre Tochter wieder sah, war unbeschreiblich. Von der Schönheit des Prinzen wurde sie, wie der König, überrascht; auch die treue Amme war ihrer geliebten Rosalinde gefolgt.

Die Vermählung des Prinzen wurde in wenigen Tagen mit vieler Pracht gefeiert. Rosalinde hatte sich anfangs sehr gefreut, den Garten wieder zu sehn, wo sie als Kind so gern spielte: aber die Freude daran verlohr sich sehr bald; es kam ihr alles so klein und eng vor; das schöne Land der Vögel mit seinem ewigen Sonnenschein war beständig in ihrem Gedächtniß. Ach, sagte sie oft zum Prinzen, sind wir nicht selber wie die ver-

bann-

bannten Vögel, nur daß unsre Strafe viel länger währt?

Als sie einen Sohn gebohren hatte, war ihre einzige Freude sein Wachsen und Starkwerden. Sie erwartete mit Ungeduld sein funfzehntes Jahr. Es erschien endlich, und sie sagte zu ihren Eltern, daß sie sie nur noch einmal auf eine kurze Zeit verlassen würde; sie wolle den König der Vögel bitten, daß er sie auch bald in sein Reich aufnähme.

In einer schönen mondhellen Nacht ging sie mit ihrem Gemahl im Garten spaziren; eine tiefe Stille herrschte rings umher; sie gingen auf und ab, und freuten sich, daß die Zeit ihrer Rückkehr nahete. Da traf plötzlicher Gesang der Vögel ihr Ohr; er kam näher, und die vornehmsten Diener der Königin schwebten in der Luft. Sie senkten sich nieder und führten den Prinzen und Rosalinden davon. Am andern Morgen fand man ihre Leichen in ihren Zimmern. Der König ließ sie prächtig begraben und das ganze Land betrauerte

 sie.

sie. Bald darauf wurden auch Rosalindens Eltern in das schöne Land der Vögel getragen. Der junge Prinz wurde zum Könige gekrönt. Er betrübte sich sehr über den Tod seiner Eltern und Großeltern, aber die Zeit heilte seinen Schmerz. Er wählte sich eine schöne Gemahlin und lebte in seinem Lande recht glücklich mit ihr, weil er das schöne Land der Vögel nicht kannte.

XXXIII.

Es ist um die Schilderung der Menschen eine mißliche Sache! rief Günther aus, als seine Freunde wieder davon sprachen, wie schon oft geschehen war.

Und ich, sagte die Madam Lindner, wünschte, daß sich jeder Mensch selber beschriebe, wie es Rousseau gethan hat.

Ganz recht, fiel ihr ihr Verehrer Müller bei, der alles gut finden mußte, was sie sagte. Wenn das viele Menschen thäten, so würden wir bald erfahren, wie es mit der sogenannten Seele beschaffen sey.

Es ist um diese Selbstschilderungen auch eine mißliche Sache, fiel Günther von neuem ein. —

Sie thun aber heute auch nichts, als diesen einzigen Satz wiederholen, sagte Madam Lindner.

Weil er mir heut gerade einleuchtender ist, als sonst.

Was ist dann aber nicht schwierig? fragte Mademoisell Büttner bescheiden, die bis jetzt noch nicht mitgesprochen hatte.

Ach! allerdings! fuhr Günther fort; und so oft mir das von neuem einfällt, bewundre ich die Keckheit der schlechten und die Größe der guten Schriftsteller, — und doch muß ich gestehn, kenne ich keinen, von dem ich mich möchte schildern lassen.

Warum nicht? sagte Madam Lindner; denn sie fand sich oft zu ihrem Erstaunen in den edlen Menschen wieder.

Weil ich, antwortete Günther, mich schwerlich wieder kennen möchte, wenn ich getroffen wäre, und vielleicht am besten getroffen zu seyn glaubte, wenn das Bild gerade recht unähnlich wäre.

Sie lieben die Spitzfindigkeiten ungemein, fuhr Müller dazwischen.

Das ich nicht wüßte, redete Günther weiter, — nur, — wem ist es denn gegeben, sich selber zu kennen?

Das ist der alte Satz, sagte Madam Lindner, den schon die Griechen auf ihrem Delphischen Tempel abgenutzt haben; aber warum sollten wir dann nicht dahin kommen, wenn wir nur recht ernsthaft wollen?

Günther. Wenn wir recht ernsthaft wollen, gelingt es uns vielleicht am wenigsten.

Mad. Lindner. O, Sie sind mit Ihren Paradoxen unausstehlich.

Günther. Ich glaube, daß wir uns dann am leichtesten mißverstehn, wenn wir am meisten darauf aus sind, uns zu beobachten.

Müller. Wie wollen Sie das beweisen?

Günther. Ich mag nichts in der Welt beweisen.

Müller. Warum sprechen Sie denn aber so?

Günther. Weil — mein Gott! auf dergleichen Fragen giebts gar keine Antworten.

Alle lachten, und Müller war fest überzeugt, daß man die Kunst bewundre, mit der er Günthern aufs Eis geführt habe. Mamsell Büttner lachte, weil ihr Günthers Antwort gefiel, und Madam Lindner, — weil sie grade um eine Antwort verlegen war.

Ein alter Mann, der im Winkel saß, lachte nicht, weil er niemals lachte. Er hatte den Grundsatz, daß es nur der Jugend zukomme; er nahm es daher auch der Madam Lindner etwas übel, weil sie schon über dreißig war.

Es giebt keine angenehmere und leichtere Conversation, als wenn viel hintereinander gelacht wird, besonders wenn ein Unbefangner keinen hinreichenden Grund dazu sieht. Manche Leute lachen nie anders, und man nennt sie im Leben die fröhlichsten Gemüther. Der alte Birnheim brummte und nahm zwei Prisen schnell hintereinander, um nur aus einer gewissen Verlegenheit zu kommen; denn wenn er nicht mitlachte, hatte er jetzt gar nichts zu thun. Er wünschte aber inner-

lich

lich das Gespräch wieder hergestellt, damit er alsdenn thun könne, als wenn er zuhöre.

Die Scene, wo sich alles dies zutrug, war im Hause der verwittweten Madam Lindner. Die dort versammelten Menschen hatten sich nach und nach zusammengefunden und sahn sich nun fast täglich. Louise Büttner war mit der Wirthin verwandt.

Wenn man viel gelacht hat, findet man selten die oft nachfolgenden Sentenzen, als: „Ja, so geht's in der Welt! oder: ob der Frost nicht bald aufhören wird," intressant; und doch waren es grade diese allgemeinen Bemerkungen, mit denen der alte Mann das Gelächter beschloß. Er klopfte mit seiner Dose auf den Tisch und machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, gleichsam als wenn ihm diese Aeußerungen eine große Anstrengung gekostet hätten.

Die meisten Menschen machen ein einfältig Gesicht, wenn sie heftig gelacht haben; denn sie sind verlegen, und die Ernsthaftigkeit kömmt ihnen nicht so recht ernsthaft vor, — und der Alte betheuerte nun in seinen Gedanken: die Narren schämten sich selber des Lachens.

Nach

Nach diesen Bemerkungen über das Lachen wollen wir zur eigentlichen Geschichte zurückkehren.

Sie würden also auch behaupten, fing Müller an, daß wenn sich mehrere Personen zusammenthäten, um sich selber in Briefen, oder so abzuschildern, daß sie sich vielleicht falsch zeichnen würden?

Ganz gewiß, sagte Günther.

Da bin ich nun gar nicht Ihrer Meinung, antwortete Madam Lindner.

Man sollt' es versuchen, um Sie vom Gegentheil zu überführen, fuhr Müller fort.

Madam Lindner erhob sich; denn eigentlich hatte Müller den Auftrag von ihr, das Gespräch so zu lenken; denn sie hatte schon seit lange einen Spaß im Kopfe, der ihr so lieb geworden war, daß er am Ende kein Spaß mehr blieb, — nämlich nichts anders, als bei Gelegenheit ein ordentliches Buch zu schreiben. Sie war aber darauf gekommen, Mitarbeiter zu erwählen, damit es um so schneller fertig würde, und sie auch nicht alle Verantwortung allein zu tragen hätte.

Madam Lindner fuhr daher fort: Ja, man sollte Sie vom Gegentheil überzeugen.

Günther. Wie wäre das möglich?

Mad. Lindner. Wir sollten zusammen ein Buch schreiben, in dem jeder seinen Charakter durchführte.

Günther. Ja, wenn —

Müller. Ja, ja, Herr Günther, wir müssen's versuchen, Sie müssen uns Ihre Hülfe nicht abschlagen.

Mad. Lindner. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Günther.

Günther. Ich will nicht das Vergnügen der Gesellschaft stören. —

Mad. Lindner. Wir haben es uns schon seit lange vorgesetzt, und ich habe Sie schon seit acht Tagen bitten wollen, uns einen Generalplan zu machen, in dem unsre Charaktere eingeschoben würden. Sie erfinden eine Geschichte, und wir alle zusammen schreiben dann die Briefe; es muß ja in der Welt nichts leichter seyn.

Gün-

Günther. Wie man es nimmt. — Eine Geschichte, in die Sie passen, — und Ihre Gesinnungen, die in eine Geschichte passen, — doch, ich will es versuchen.

Mad. Lindner. Sie müssen sich aber auch eine Rolle zutheilen.

Günther. Was für eine?

Mad. Lindner, Natürlich einen Paradoxen, einen, der den Leuten widerspricht, der seltsame Sachen sagt.

Günther. Und Mademoiselle müssen die Geliebte seyn. —

Mad. Lindner. Doch nicht von Ihnen? Das wäre vortreflich, damit die Briefe nachher auf keinen Fall umsonst geschrieben wären.

Luise. Ich muß überhaupt die Rolle einer Verliebten verbitten; denn ich fühle dazu gar kein Talent in mir.

Günther. Ein Roman ohne Liebe! — Herr Müller müßte also einen Auffahrenden, Eifersüchtigen, Jachzornigen schildern.

Mül-

Müller. Ich? — Dazu getraue ich mir keine Fertigkeit zu.

Günther. Was wollen Sie denn aber seyn?

Müller. Ein treuer Freund, — so ein heimlicher, blöder Liebhaber, — einer, der so mit Anspielungen — und Unglück —

Günther. Ich verstehe Sie schon. — Und Sie Madame?

Mad. Lindner. Nun, eine ordinaire gute Frau, die über manches in der Welt schon gedacht hat, — die, — nun, Sie könnens ja so einrichten, daß sich um mich eigentlich die ganze Geschichte dreht.

Günther. Aber wo bleiben denn nun die Nebenbuhler? die unvollkommnen Charaktere? die gut angebrachten Contraste?

Müller. Darauf muß man in diesem Buche gar nicht ausgehn.

Günther. Sie, Herr Birnheim, müssen denn auch eine Rolle mitspielen; ein Philosoph, der sich aus der Welt zurückgezogen hat, ein Spekulant —

Birnheim. Verschonen Sie mir, mein Herr, ich mag in keinem Buche figuriren, darzu bin ich, Gott sey Dank! zu alt geworden.

Mad. Lindner. Aber unsern ehemaligen Freund, den Rechthaber Wille, können Sie noch anbringen, der wird sehr gut dazu dienen, manchmal in der Empfindung eine Diversion zu machen.

Günther. Wie gesagt, ich will es versuchen, einen Plan dazu zu entwerfen.

Müller. Ich schreibe am Ende noch dem Wille, denn ich habe die Ehre, ihn besonders genau zu kennen.

Man setzte sich nun zu Tische, und die Idee beschäftigte noch lange die Gesellschaft. Man trennte sich, man ging schlafen, man stand wieder auf, und Louise Büttner erhielt am folgenden Tage folgenden Brief von Günther.

Werthgeschätzte Freundin!

Ein unangenehmer Zufall hindert mich auszugehn und Sie heute Abend zu sehn. Ich habe mir den Fuß verwundet, als ich Sie gestern verließ, und es ist zwar nicht im mindesten gefährlich, könnte es aber,

aber, nach der Aussage des Wundarztes, werden. Die ganze Nacht hindurch habe ich an den Plan unsers Romans gedacht, und ich muß Ihnen gestehn, daß ich noch eine Menge von Schwierigkeiten angetroffen habe, auf die ich noch nicht gefallen war. Wird nämlich dieser Roman am Ende auch wirklich eine ordentliche Einheit ausmachen? Werd' ich einen Plan ersinnen können, der allen mitschreibenden Personen recht ist, so daß nicht einer und der andre glaubt, er kömmt in den Hintergrund zu stehn? Wird sich endlich nicht jeder bemühn, aus seiner Rolle die Hauptrolle zu machen? Jeder überlegt nur seinen Theil, ich muß das Ganze im Namen Aller überdenken, und ich bin Allen für das gütige Zutrauen verbunden; nur fürcht' ich, daß es Alle so einrichten werden, daß man nachher von meinem Ueberdenken nicht mehr viel gewahr wird. — Und dann mein alter Einwurf: ob sich nicht mancher in der Rolle, die er sich zugetheilt hat, geirrt haben kann. — Doch, ich will mich wie ein ächter Romanschreiber über alle diese Bedenklichkeiten hinwegsetzen und nur Ihre Befehle auszuführen suchen, wenn ich auch im Versuche erliege, habe ich doch wenigstens mein Mögliches gethan. Nur mit Schrecken denk' ich immer wieder von neuem daran, daß Sie mir, theure Freundin, so strenge verboten haben, Ihrem Charakter etwas von Liebe beizumischen;

denn sonst sollten alle Ihre Briefe nur aus Liebe bestehn, wenn ich sonst etwas zu befehlen hätte. Wo soll das Interesse für das Buch herkommen? Für mich wird es wenigstens nicht das geringste haben; doch ich hoffe, Sie lassen sich noch erbitten. Ich bin u. s. w.

Antwort.

Ihr Unfall dauert mich und uns alle. Unser Buch muß gewiß gut werden, da Sie es so von allen Seiten überlegen. Ich bin nur auf die paradoxe Rolle begierig, die Sie sich geben werden. Mich lassen Sie ja nur Nebenperson bleiben, und Sie dürfen sich nur als einen Mann vorstellen, der alle Liebe verachtet, und ein andres sehr schätzbares Frauenzimmer von seinen Grundsätzen überzeugen will: so erreichen wir dadurch bequem einen doppelten Endzweck; erstlich, daß Sie paradox sind, und daß in dem ganzen Buche nicht viel von Liebe die Rede zu seyn braucht, den blödsinnigen, oder vielmehr wie ich sagen wollte, blöden Liebhaber abgerechnet. Doch, ich überlege eben, daß ich Ihnen ins Amt greife, welches sich für mich durchaus nicht schickt, und in der vorgeschlagnen Rolle würden Sie am Ende in unserm Zeitalter auch nicht sehr paradox erscheinen. —

Ich

Ich muß gestehn, ich wünsche es nur erst alles geschrieben; denn ich schäme mich, meinen Beitrag dazu zu liefern. — Bessern Sie sich bald, und noch eins, lassen Sie doch ja die Mißverständnisse der Eifersucht und dergleichen aus. Auch möchte ich noch manches gegen die große Zartheit erinnern; doch das kömmt am Ende auf die übrigen an. Wie gesagt, geben Sie mir nur einen ganz einfältigen Charakter, und ich bin u. s. w.

Günther an Herrn Wille.

Sie werden vielleicht gehört haben, lieber Freund, daß ich unpaß bin und das Zimmer hüten muß. Ich hoffe, Sie bedauren mich, aber ich wollte Sie zugleich bitten, mich auch bei Gelegenheit zu besuchen. Wir haben uns überdies seit lange nicht gesehn; an wem die Schuld liegt, kann ich nicht entscheiden. Ich möchte Sie in einigen Punkten um Rath befragen, den Niemand mir besser, als Sie, ertheilen kann. — Leben Sie wohl!

Antwort.

Ich würde sogleich Ihrer angenehmen Einladung nachkommen, wenn ich nicht durch einen Zufall

heut bei Herrn Müller engagirt wäre, dem ich schon zugesagt habe. Aber nächstens habe ich ohnfehlbar das Vergnügen, Sie zu sehn; denn Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mein Wort brechen soll; es wäre eine Beleidigung für Herrn Müller und eine Verletzung der Freundschaft, die ich mir nie kann zu Schulden kommen lassen. Denn man muß den einen Freund behalten und den andern nicht verlieren; das ist ein Grundsatz, den ich immer vor Augen zu haben pflege, und bei dessen Beobachtung ich mich auch immer wohl befunden habe. Gute Besserung wünscht Ihnen Ihr Freund u. s. w.

Günther an Louise Büttner.

Man kann nicht mehr thun, als ich schon unserm Roman zu Gefallen habe thun wollen. Ich hatte nämlich Wille zu mir eingeladen, um ihn ordentlich zu beobachten, aber unser Freund Müller war mir schon zuvorgekommen. Dies Exemplar von Menschen wird also jetzt sehr gelesen und studirt. Ich glaube, mein Vorsatz wär seltsam genug, um in unserm Romane paradiren zu können, und es ist wirklich Schade, daß ich ihn nicht dazu aufgespart habe. Ich muß Ihnen aber gestehn, daß mir die Rolle, die mir zugetheilt ist, sehr zur Last

fällt,

fällt, daß ich weit lieber den Charakter eines Liebhabers ausführte, keinen von jenen ungestümen, die die ganze Schöpfung immer mit einer Faust zusammendrücken wollen, die Gegenliebe ordentlich wie eine Abgabe fordern, und in keiner andern Sprache, als nur in fürchterlichen Eidschwüren reden. Wie gesagt, ich würde ein solches Wesen leiser darzustellen suchen, mich mehr zu errathen geben, als geradezu hinsagen: so bin ich! denn mir ist in Büchern nichts mehr zuwider, als wenn sich die Menschen so genau zu kennen glauben. Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind: aber Sie lassen mich fürchten, daß Sie sich für einen armen Verliebten nicht im allergeringsten intreßiren; auch hat Herr Müller schon den Charakter an sich gerissen, den ich darstellen möchte, und ich muß also mit dem meinigen zufrieden seyn. Es ist überdies wohl möglich, daß er ihn besser durchführt als ich und — Sie sehn, daß selbst in unsrer kleinen Gesellschaft Rollenneid herrscht. Sie haben zwar alle Eifersucht in unserm Buche strenge verboten: allein ich muß gestehn, daß ich als Schriftsteller auf unsern Freund Müller etwas eifersüchtig bin; doch vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen mit meinem Briefe zur Last falle.

Antwort.

Wie kann mir ein Brief von Ihnen zur Last fallen, da er mir wenigstens einigermaßen Ihre Gegenwart ersetzt? Ich muß gestehn, daß Wille ein glücklicher Mensch ist, daß er jetzt so gesucht wird. Er muß sich gewiß selber darüber wundern. Er wird noch bei unsrer ganzen Gesellschaft wie eine merkwürdige Mineralie herumgehn, und jeder wird an ihm studiren wollen. Am Ende führen wir alle stückweise seinen Charakter aus, und mit mehr Empressement, als unsern eigenen; es wäre ein recht eigentlicher Schriftstellerfehler.

Es ist wirklich Schade, daß in jedem Buche ein Liebhaber seyn muß, mit allen seinen weitläuftigen Empfindungen, die sich meistentheils von selbst verstehn; und noch mehr zu bedauren ist es, daß unter uns diese Rolle Herrn Müller zugefallen ist. Er ist mir immer nicht intressant gewesen, aber als Liebhaber muß er der unintressanteste Mensch von der Welt seyn. Es ist mir sehr lieb, daß ich seine empfindungsvollen Briefe nicht zu beantworten werde nöthig haben. Meine Tante Lindner wird diese Mühe gewiß über sich nehmen. Doch, wem sag' ich das? Sie sind ja der Schöpfer und Gebieter, und es steht daher blos in Ihrer Willkühr. Ich bin überaus neugierig,

wie sich alle diese Helden selber zeichnen werden. An Empfindung und Vernunft werden Sie es gewiß nicht wollen mangeln lassen. — Leben Sie wohl!

Müller an Günther.

Ich war vorgestern mit Wille zusammen, und er hat mich so amusirt, daß ich sogleich in Versuchung gerathen bin, unsern Roman mit einem Briefe von ihm zu eröffnen. Ich habe ihn Wilibald genannt, und den Brief an Lindor gerichtet, der Niemand anders, als ich, seyn soll. Ich habe sein ganzes Wesen darin zu treffen gesucht. Ich sollte meynen, daß dieser Brief kein unglücklicher Prolog zum ganzen Buche sey. Sie werden es schon so einzurichten wissen, daß er in die Geschichte paßt.

Wilibald an Lindor.

Man kann nicht immer so denken, wie man gern denken möchte. Die Gelegenheit formt uns bald so, bald anders. Nur derjenige ist das ächte Bild des Mannes, der die Gelegenheit entweder gar nicht kennt, oder ihr immer zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehn versteht. Ich habe mir jetzt, theurer Freund, einen Lebensplan entworfen, den ich immer zu befolgen denke: es ist nichts leichter

als zu leben, wenn man nur erst weiß, was man vom Leben zu fordern hat. Ihre Freundschaft wird mich warnen und unterstützen, wenn ich irgend einmal im Begriff seyn sollte, zu fehlen. Jeder Freund müßte eigentlich immer nur ein Aufseher des andern seyn, so würden wir uns alle besser befinden; aber man geht nur mit einander um, kaum, daß sich einer die Mühe giebt, den andern zu kennen, vielweniger ihn zu bessern. Ich mag aber gern von meinen Freunden wissen, woran ich mit ihnen bin; und darum bitte ich Sie, diesen Brief so weitläuftig zu beantworten, als es Ihre Zeit nur immer erlaubt. — — —

Nun soll Lindor antworten und den Versuch machen, ihn zu widerlegen. Im Gange des Romans kann es nachher vorkommen, daß Lindor wirklich Gelegenheit findet, seinen Freund zu warnen, aber dieser will nun nichts hören, und wundert sich sogar, wie Lindor sich so viel herausnehmen könne; so entsteht dadurch ein sehr schöner Contrast, und es läßt sich überhaupt viel Lebensweisheit und viel über die Menschen und dergleichen anbringen. Lindor, der nachgebend und weiser ist, hilft nachher seinem Freunde, doch wider dessen Willen; und auf die Art muß die Rührung leicht zu bewerkstelligen seyn.

Aber

Aber jetzt muß ich noch von andern Dingen zu Ihnen sprechen. Es thut mir leid, daß ich Sie nicht besuchen kann, in mündlichem Gespräche wird man viel vertrauter. Sie haben es vielleicht schon bemerkt, daß Madam Lindner einen besondern Eindruck auf mein Herz gemacht hat; ich weiß nicht, ob sie mich wieder liebt. Schon lange habe ich einen Vertrauten nöthig gehabt, und ich halte Sie so sehr für meinen Freund, daß ich Ihnen meine Leidenschaft unverholen gestehn will. Bringen Sie doch diese Situation in unserm Buche an, damit sie etwas aufmerksam auf mich wird und ich recht aus dem Herzen schreiben kann. Ich fürchte überdies, der alte Birnheim hat den Plan gemacht, sie zu heirathen; denn er ist alle Tage dort. Der Alte hat Vermögen. Ich weiß nicht, in manchen Augenblicken könnte ich ihn auf den Tod hassen; und obgleich Madam Lindner selbst ein ansehnliches Vermögen besitzt, so könnte sie doch vielleicht darauf kommen, ihm ihre Hand zu geben. — Wie, wenn wir beide den Versuch machten, es auf jeden Fall zu hintertreiben? Sie könnten, zum Beispiel, eine Episode einflechten, die das Unschickliche einer solchen Heirath recht klar ins Licht setzte. Ich muß mich immer hüten, mir meine innere Erhitzung nicht merken zu lassen, denn sie ist eine scharfsichtige Frau. — Leben Sie wohl, bis wir uns wieder sehn.

Birnheim an Günther.

Ich würde mir, werthgeschätzter Herr, nicht die Freiheit nehmen, an Ihnen zu schreiben, wenn es nicht die dringendste Noth erforderte und so gleichsam nothwendig machte. Sie werden eingesehn haben, daß ich schon etwas alt und bei Jahren seyn thue, und derohalben an manchem keinen Geschmack zu finden durchaus nicht im Stand bin. Die Jugend hat ihre Zeit, das Alter hat ihre Zeit. Wenn ich so mit Sie aus vollem Herzen sprechen, so können Sie es mich unmöglich übelnehmen, ein Vertraun ist das andre werth. Ich wollte nur von wegen das Buch mit Ihnen sprechen, das sie da alle miteinander raussergeben, oder heraus verlegen wollen. Ich habe mich das Ding in meinem Kopfe überlegt, wie es denn seyn muß und auch nicht anders geht, daß das konfuse Wirthschaft, oder, Sie verstehn mir und nehmen mir so was nicht übel, dummes Zeug werden wird. Denn was kann dabei herauskommen? Antwort, Nichts. Nicht, daß ich nicht ein Buch, oder so einen Gelehrten gerne leiden möchte, oder ihn verachten thäte, wie Sie vielleicht auf solchen Gedanken kommen könnten, nein e con trari, allen Respekt davor, aber mein' ich nur immer, wo er sich hingehört, denn daß ein Frauenzimmer will Bücher schreiben, ist ein ganz verkehrter Casus und dient

durch-

durchaus zu nichts in der Hauswirthschaft; eine Suppe ist kein Buch und ein Buch ist kein Braten. Das ist so meine einfältige Meinung darüber. Wenn ich meine Tobaksdose zum Strickbeutel machen wollte, so wäre das dumm, wie die Leute ganz gewiß sagen würden, und sie hätten wahrhaftig in ihrer Art recht, wenn ich ganz meine aufrichtige Meinung sagen soll. Und wenn ich nun vollends Madam Lindner noch heirathen sollte, wie es der Himmel vielleicht giebt, so kann ich es durchaus nicht zugeben, daß sie Bücher schreiben thut, denn sie wäre ja kapable, mich einmal in einem Buche anzubringen. Das sind so Romanstreiche und es ist überhaupt pover oder miserable, solche Bücher zu schreiben, wenigstens nach meiner Meinung, das müssen nur Leute thun, die sonst kein Geld haben, so denk' ich davon. Halten Sie daher ja die Madam davon ab; ich würde sie zeitlebens nicht heirathen, wenn es so weit kommen sollte, und dann hat sie's nachher Niemand anders als sich selber zuzuschreiben. So denk' ich über das Bücherschreiben, und wer anders denkt, denkt nicht so wie ich, und das ist Unrecht. In meiner Jugend schrieb ich auch Bücher, aber das waren Sprüche, die ich auswendig konnte und merkwürdige Exempel; ich ließ sie mir auch ordentlich einbinden; aber Madam Lindner ist auch schon über die Jugend hinüber, und darum soll sie's

lassen. Bessern Sie sich mit Ihrem Beine und bleiben Sie gesund.

Günther an Birnheim.

Ich habe Dero freundschaftliche Zeilen mit vielem Vergnügen erhalten. Ich sehe daraus, daß Sie ohngefähr so denken, wie ich, und daß man mir also sehr mit Unrecht den Namen eines paradoxen Menschen beilegt. Sie werden es auch gehört haben, daß man mir neulich diesen Ekelnamen gab, blos weil ich das Gewöhnliche auf keine ungewöhnliche Art liebe, und das ist eben die Ursache, warum mir so manche andre Menschen parador erscheinen. Ich denke aber, Madam Lindner wird ganz von selbst dieser Idee überdrüßig werden, die überdies auf jeden Fall sehr schwer auszuführen ist. Ihre Urtheile über den Werth des Bücherschreibens haben mich entzückt; man kann daraus sehn, wie die Leser von den Schriftstellern denken, und ob es nun wohl der Mühe werth ist, die Federn zu zerbeißen, sich schlaflose Nächte zu machen und das Papier unnöthigerweise zu vertheuern. Denn was kömmt am Ende dabei heraus? Antwort, Nichts. Und was ist Nichts? Ich glaube, das bedarf nicht einmal einer Antwort, ob man mir gleich sagt, daß es einige philosophische Abhandlungen darüber

geben

geben soll. Es wäre mir ungemein lieb, wenn ich die Ehre haben könnte, Sie näher kennen zu lernen. Wir treffen so selten auf Menschen, Herrn und Freunde, die mit uns sympathisiren, so daß wir deswegen diejenigen, die es thun, destomehr in Ehren halten müssen. Ich habe die Ehre mich zu nennen u. s. w.

Günther an Louise Büttner.

Sie sagen in Ihrem Briefe, daß sich die Empfindungen der Liebe von selbst verstehn, und daß sie deswegen nicht brauchen geschildert zu werden; doch muß derjenige, der das sagen kann, schon mit ihnen bekannt seyn, und wenn Sie mir das zugeben, will ich Ihnen auch unbedingt Recht geben. Sie wollen nichts von Liebe und Eifersucht hören, und in jedem Briefe möcht' ich Ihnen ein Kapitel darüber niederschreiben. Sie werden vielleicht sagen, daß es mir wie den Schauspielern geht, die sich in ihrer Rolle zuweilen vergessen, und diese auf ihr wirkliches, gewöhnliches Leben übertragen, und hierin werde ich Ihnen nicht Recht geben, sondern Ihnen antworten, daß ich mich gar nicht für einen Schauspieler halte, sondern daß ich alles, was ich hier sage, für meinen Ernst ausgebe, wie es denn in der That auch ist.

Wenn Sie mir nur glauben wollten! Könnt' ich es dahin bringen, so wollt' ich unser ganzes Buch aufgeben, und alle übrigen Bücher, und nur für die wirkliche Welt leben, wenn es anders eine wirkliche Welt giebt; denn das, was wir nach aller Ueberlegung so nennen, ist endlich doch nur wieder unsre Phantasie.

Aber wenn ich es nur mit meiner Phantasie dahin bringen könnte, mich glauben zu machen, daß Sie meinem Geschwätze eben so gern zuhören, als ich Ihnen etwas vorschwatze. Ich habe zu unserm Buche einen Brief aufgesetzt, in dem ein Liebender seine Liebe bekennt. Fast komme ich in die Versuchung, ihn Ihnen zur Beurtheilung vorzulegen.

Palämon an Daphne.

Glauben Sie doch ums Himmels willen nicht, daß mir ein albernes Buch so wichtig seyn könnte, um Ihnen mit meinem Briefe zur Last zu fallen. Nein, ich bin es selbst, meine Theure, von dem die Rede ist. Soll ich noch hinzusetzen, daß ich Sie liebe? Ich glaube, es wird unnöthig seyn. Wenn Sie mich nur sonst verstehn wollen, so müssen Sie mich schon längst verstanden haben. Ich kann nichts weiter hinzufügen. Beharren Sie

darauf, die Liebe zu hassen, — doch, wie kann man die Liebe hassen? Wenn Sie es auch behaupten, so würde ich nur daraus folgern, daß Sie hassen

Ihren unglücklichen Günther.

Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe? Werden Sie mir heute eben so gütig antworten, als auf meine vorigen Sendschreiben?

Müller hat unsern Roman schon angefangen, — ich sehe den Herrn Wille kommen — er will mich besuchen, — ich breche ab.

Louise an Günther.

Sie verlangen also im Ernst, im eigentlichen ernsthaften Ernst, daß wir beide einen Roman im Romane spielen sollen? Wenn ich argwöhnisch wäre, oder mir einige Menschenkenntniß zutraute, so könnte ich darauf kommen, daß Sie alles dieses blos einleiten, um Briefe von mir zu erhalten, die Sie im Romane brauchen könnten. Sie schließen so: wenn ich die Empfindungen der Liebe als bekannt annehme, so muß ich sie kennen — wenn ich sie kenne, so muß ich lieben, — wenn ich liebe, so kann es Niemand anders seyn, als Sie,

der

der von mir geliebt wird. Ob diese Form ganz logisch ist, lasse ich dahin gestellt seyn, aber wie die Welt sich selten um die Gesetze der Logik bekümmert, so ist Ihr wunderlicher Schluß auch hier eingetroffen. Ich ziehe daraus einen andern Schluß, daß es tausend Sachen giebt, die ohne alle Logik richtiger sind, als die Logik selber. — Doch ich will Ihnen auf Ihre eigentliche Frage antworten.

Daphne an Palämon.

Liebe und Ehe, Herr Palämon, sind zwar so ernsthafte Dinge, daß ich hier Gelegenheit hätte, Ihnen recht viel darüber zu sagen und häufige Thränen zu vergießen: aber ich will es einmal leicht nehmen und Ihnen nur gestehn, daß ich Ihnen und Ihrem Briefe glaube. Wenn es daher nur von mir abhängt, so brauchen Sie sich nicht als unglücklich zu unterschreiben, überlassen wir das denen, die nichts von Liebe wissen. Ich bin und bleibe

Ihre Louise Büttner.

Wer uns beide nicht kennte, dürfte fast auf den Gedanken kommen, daß wir uns über einander moquirten. Aber lassen Sie uns auch einmal ernsthaft sprechen. — Doch, so eben werde ich

von

von meinem Vater abgerufen. — Besuchen Sie uns bald. — Schade, daß ich Ihnen nicht noch meine ernsthaften Gedanken mittheilen kann.

Günther an Louise.

Warum soll die Liebe nicht auch fröhlich machen, so wie sie traurig macht? Man sagt nicht so viel übles nach, daß einige heitre Gesichter ordentlich nothwendig geworden sind, um ihre Ehre zu retten. O ich fühle mich so glücklich, daß ich allenthalben in der ganzen Welt nur Stoff zur Fröhlichkeit wahrnehme. Warum soll diese Empfindung gerade Leichtsinn genannt werden? Leichtsinn kann nur Mangel an Empfindung seyn. Es giebt überhaupt eine Art des Frohsinns, die nur eine schönere Melancholie ist, und in diesem Zustande befinde ich mich jetzt. Ich denke Sie und Ihren Herrn Vater heut Abend zu besuchen; machen Sie ihm meine Empfehlung.

Ich habe Wille einen Brief von Müller gezeigt, und ich hoffe, der ganze Roman soll dadurch zerstört werden.

Birnheim an Günther.

Nein, werthgeschätzter Herr und Freund, es ist alles vergebens, und so zu sagen umsonst, was Sie da in Ihrem vortrefflichen Briefe zu mich gesagt haben. Sie läßt nicht davon und läßt nicht davon. Das Bücherschreiben ist Ihr so in den Kopf gefahren und in alle zehn Finger, daß sie es nicht lassen und bleiben lassen kann, und wenn alle sieben Todsünden darauf gesetzt wären, und ich bin darüber noch dazu ganz desperat geworden. Denn ich habe Ihnen meine ausführliche Meinung in meinen vorigen wenigen Zeilen gesagt und dabei bleibts, und ich kann mir keinen Gedanken davon rauben lassen und es soll auch in Ewigkeit nicht geschehn. Was Sie von simdbathisiren sagen, ist erstaunlich wahr. Wer Ueberzeugungen hat, muß dabei bleiben, und das ist nun einmal meine Ueberzeugung. Es giebt Leute, die finden alles egal in der Welt und leben derohalben wie die Narren, mit denen kann ich nicht simbadsiren, wie gesagt. Narren sind keine Menschen, eben deswegen, weil sie Narren sind, und daß meine Frau dazu gehören sollte, kann ich nun und in Ewigkeit nicht zugeben, denn der Mann ist des Weibes Haupt, und da wär' ich denn der Hauptnarr, das geht nicht und geht nicht. Ich weiß nicht, ob Sie mich und meine Meinung verstan-

den haben, aber ich sollte meynen, daß ich's klar und deutlich genug einzurichten wüßte; denn ich bin gewöhnlich, wie die Leute sagen, kurz angebunden. Eben darum beschwör ich Sie hoch und theuer, wenn es doch ja nun so seyn muß, daß das Buch geschrieben werden soll, die ganze Erfindung so einzurichten, daß Madam Lindner einen ordentlichen Ekel davon bekömmt und zeitlebens nichts hinzuschreibt. Es ist schwer, das seh ich selber recht gut ein, aber es muß doch seyn. Sie müssen die Frauenzimmer alle dumme Frauenzimmer seyn lassen. Sie müssen darauf bestehn, daß es Ihr Plan so mit sich bringt, — denn, ich frage, was will sie nachher machen? Antwort, nichts; denn Sie haben ja alsdenn den Plan gemacht und Sie dürfen nur sagen, sie verstände den Henker davon, was so ein Plan zu besagen hätte, oder mit sich brächte; solche Reden müssen Sie führen. Sobald Ihr Bein besser ist, können Sie mich ja auch näher kennen lernen, ich lasse mich gern näher kennen lernen; denn was kömmt dabey heraus, wenn man sich einander nicht kennen thut? Sie wissen meine Gesinnungen. Nehmen Sie bei dem Wetter Ihr Bein in Acht und ich verbleibe u. s. w.

Antwort.

Wer könnte Ihr edles Gemüth in Ihren Briefen verkennen? Ich eile, um Ihnen meine schuldige Antwort zu überschicken. Sie geruhen unsern ganzen Roman mit einem verächtlichen Blicke zu übersehn, und ich gestehe, daß Sie ganz recht daran thun. Mit Ihrem gütigen Vorschlage, die Frauenzimmercharaktere schlecht einzurichten, dem Plan zu gefallen, sieht es ein wenig mißlich aus; denn wenn ich auch die Charaktere so anlege, so werden sie mir unter den Händen umgearbeitet, und eh wir es uns versehn, stehn statt der lächerlichen Weiber die allerverehrungswürdigsten da. Und was ist denn zu machen? Bringen Sie lieber irgend einen Recensenten für Geld und gute Worte dahin, das Buch, wenn es erschienen ist, ganz erbärmlich herunterzumachen; vielleicht bekömmt Ihre Geliebte dann eine Wasserscheu. Man muß nach meiner Meinung die Sucht zu schreiben ganz wie eine Krankheit behandeln und betrachten; da hilft keine Vernunft, sondern Medicin, und darum rathe ich Ihnen zu einer Recension. Nächstens werde ich mir die Ehre ausbitten, mehr mit Ihnen sympathisiren zu können; sobald ich gesund bin, besuche ich Sie. Ich bin ꝛc.

Müller an Günther.

Treuloser Freund!

Hab' ich Sie darum zu meinem Vertrauten gemacht? Hab' ich mich darum vor der ganzen Welt verschlossen und Sie allein in mein bekümmertes Herz sehn lassen, damit Sie mich so verrathen sollten? Ich kann noch immer nicht begreifen, wie ein Mensch, den ich für meinen Freund hielt, sich zu einem solchen Verbrechen konnte verleiten lassen. Entdecken Sie doch dem elenden Wille lieber auch noch, daß ich die Lindner liebe, daß ich es Ihnen gestanden habe. Sie sind außerordentlich leichtsinnig, wenn Sie dergleichen Beleidigungen nur für Scherz oder spaßhafte Einfälle halten können; ich sehe sie weit wichtiger an. Sie haben dem Menschen die ganze Idee von dem Buche gesagt. Sie haben ihm gesagt, daß ich ihn studire und schon in einem Briefe kopirt habe. Ihre Freundschaft steht auf einem elenden Grunde, wenn Sie ihr nicht einmal Ihre Scherzhaftigkeit aufopfern können. — Ich lege Ihnen den Brief von Wille bei, damit Sie selber sehn können, in welchem Grade Sie mich beleidigt haben.

Wille an Müller.

(Einlage des Vorigen.)

Also mußte ich nur darum neulich bei Ihnen Kaffee trinken, damit Sie mich auf Ihre Art beobachten möchten? Sie nehmen sich sehr viel heraus, und Sie irren sich auf eine lächerliche Weise, wenn Sie glauben, daß Sie mich in dem sogenannten Wilibald getroffen haben. Dergleichen Unsinn denk' ich nicht einmal, vielweniger daß ich ihn niederschreibe. Ich glaube, es giebt über diesen elenden Brief keinen so competenten Recensenten, als mich selber. Ich finde überhaupt nichts lächerlicher, als die Altklugheit, mit der Sie sich und die übrigen Menschen betrachten. Man sollte doch ja erst einsehn lernen, wie weit unser eigner Verstand reicht, ehe wir den der übrigen Menschen ausmessen wollen. Ich glaube, daß ich gar nicht nöthig habe, meine übrige Vernunft zusammen zu nehmen, um jenen Wilibald zu widerlegen; er ist zu elend, als daß ich noch ein Wort darüber verlieren sollte.

Günther an Müller.

Warum, werthgeschätzter Freund, sollte ich unserm gemeinschaftlichen Freunde, Wille, nichts von unserm Roman sagen? Ich glaube, daß Sie und er die Sache viel zu ernsthaft betrachten; denn ich muß Ihnen gestehn, daß ich ihn an demselben Tage zu mir gebeten hatte, als er Sie besuchte, blos um ihn zu beobachten; aber ich hätte es ihm dann frei herausgesagt und ihn freundschaftlich erinnert, er möchte nun doch so gut seyn, seinen eigentlichen Charakter recht zu entwickeln. Sie aber haben ihn dadurch hintergangen, daß Sie ihn heimlicherweise studirt haben, etwas, das ein Freund mit Recht übel nehmen kann. Sie werden sagen, ich sey paradox, aber desto besser, so bleibe ich in der Uebung und führe im Roman meinen Charakter um so glücklicher durch.

Birnheim an Günther.

Ich bin Ihrem Rath befolgt und habe mir schon einen Recensenten aufgetrieben, der seine Sachen gewiß sehr gut machen wird; denn er kann schon von Natur keinen Roman vor Augen sehn. Er hat mir zugeschworen, daß er die besten sogar aus

dem Grunde seines Herzens verachte, und daß er Ihr Buch so pfeffern wolle, daß es kein honetter Mensch sollte lesen wollen: das hat er mich versprochen. Sie haben Recht mit umarbeiten. Kein Mensch will gern ein Narr seyn und ich auch nicht, das kann ich Sie wohl gestehn, denn es ist wider meine Natur und was wider unsre Natur ist, davor können wir nicht, wenn wirs bei Lichte besehn. Ich habe nie glauben können, daß solche Recensenten, wie sie sich titulieren, in der Welt zu etwas Nutz seyn könnten, aber jetzt seh ich es doch recht gut ein. Man lernt alle Tage mehr, selbst noch im späten Alter, und so ist es mich jetzt mit den sogenannten Rezensenten gegangen. Sie sagen, es sey Krankheit von wegen mit dem Schreiben, das kann wohl möglich seyn, es ist vielleicht manches Krankheit, dem wir es nicht ansehn thun; diese Krankheit ist aber eine povre Krankheit und sollte gar nicht unter honetten Leuten gelitten werden. Wer Geld hat nun vollends! und sie hat Geld genug und auch die Jahre nun gescheut zu seyn. Das ärgert mir eben und verdrießt mich ordentlich etwas. Leben Sie wohl.

Günther an Birnheim.

Ich kann Ihnen nichts anders antworten, als daß ich Ihnen vollkommen Recht gebe; es ist immer nur eine halbe Antwort, das werden Sie selber einsehn, allein ich kann mir nicht helfen. Daß Sie einen Recensenten erwischt haben, ist mir ungemein lieb, bitten Sie ihn doch, das Buch gleich jetzt zu beurtheilen, damit die Recension nachher ja nicht zu spät komme. Ich will ihm selbst einige Data an die Hand geben, auf die er besonders losziehen muß. Daß Sie übrigens die Nutzbarkeit der Recensenten bezweifelt haben, hat mich gewundert, Sie sind wenigstens nützlicher als die Schriftsteller, denn sie verbessern diese, und die Schriftsteller verbessern die Menschheit, und die Menschheit — doch, ich gerathe in zu erhabne Gedanken, ich breche daher lieber ab.

Müller an Wille.

Die Hitze, mit der Ihr Brief an mich abgefaßt ist, thut mir um Ihrentwillen leid, denn sie macht Ihrem Verstande nicht viel Ehre. Doch, an Ihren Verstand haben Sie schwerlich gedacht, als Sie ihn niederschrieben. Aber Günther ist

ein sehr schlechter Mensch, daß er so schwazhaft ist und doch hatte er Sie aus keiner andern Ursach gebeten, als ebenfalls um Sie zu beobachten. Er gesteht es mir ganz naiv in seinem Briefe; Sie können daraus sehn, was für einen Freund Sie an ihm besitzen. Es thut mir nur die Zeit leid, die ich Ihrentwegen mit diesem Billette verschwende.

Wille an Günther.

Ich muß jetzt leider die Erfahrung machen, daß ich mich in allen meinen Freunden geirrt habe, und das rührt blos daher, weil ich Ihnen zu leichtsinnig traute. Ich will mich aber künftig besser hüten. Ich lege Ihnen Müllers Billet bei, der mir schreibt, daß Sie mich auch zu nichts andern haben brauchen wollen, als zu einem Exemplar in einem jämmerlichen Roman. Wenn Ihnen ein Roman lieber ist, als meine Freundschaft und Achtung, so haben Sie recht gehandelt, im entgegengesetzten Falle mögen Sie sich selber Ihr Urtheil sprechen. Ich mag nichts mehr hinzusetzen, als daß ich mich wundre, wie Sie so von der Madam Lindner abhängen können, die Ihnen blos den Auftrag gegeben hat, mich zu

kopi=

kopiren, um mich dafür zu strafen, daß ich sie nicht geheirathet habe. Denn nur seit ich meine Frau habe, ist sie meine Feindinn, vorher waren wir sehr gute Freunde und sie hielt mich für einen überaus verständigen Menschen, wir beide moquirten uns wenigstens über alle übrigen. Wie gesagt, es wäre nur auf mich angekommen, sie zu heirathen. Müller ist der unverschämteste Mensch, und es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, ihn zu strafen.

Günther an Wille.

Es thut mir leid, daß Sie die Sache so ansehn, ich glaube es giebt eine angenehmere Ansicht. Ist es nicht ein Compliment, das ich Ihnen mache, wenn ich darauf ausgehe Sie in ein gutes Buch zu studiren und in einem guten Buche wieder Ihr Profil aufzustellen? Ist es der Madam Lindner zu verdenken, daß Sie dies Profil in ihrem Romane gern besitzen möchte, da Sie Ihrer eigentlichen Person nicht hat können habhaft werden? Ich hoffe, es ist an Ihnen etwas zu studieren, denn sonst wären Sie nicht intressant und wenn Sie nicht intressant wären, möchte der Henker Ihr Freund seyn; folglich, wenn ich Ihr

Freund

Freund bin, muß ich Sie studieren. Sie sehen selbst ein, daß da keine Rettung möglich ist. — Und warum wollen Sie auch von diesem allgemeinen Schicksale aller Menschen ausgenommen seyn? Ich hoffe, ich habe mich hinlänglich entschuldigt, ich unterschreibe mich also wie sonst

Ihr Freund Günther.

Louise an Günther.

Man kommt Ihnen beinahe auf die Spur; gestern Abend war Müller hier und behauptete kek, Sie hätten uns nur alle zum Narren, und es wäre Ihnen gar kein Ernst, das versprochene Buch zu schreiben. Ich begreife nicht, wie der blödsinnige Liebhaber grade darauf gekommen ist.

Madam Lindner an Günther.

Sind sie noch nicht bald hergestellt? Wir alle sind eben so ungeduldig, als wir Sie bedauren, da wir Ihren Umgang so lange entbehren müssen. Sie scheinen unsern Roman ganz zu vergessen. Sie sollten doch gegen meinen Lieblingswunsch

etwas

etwas nachsichtiger seyn, es kann ja gegen unsre Vermuthung kommen, daß das Werk weit intressanter wird, als wir Anfangs erwartet hatten, wenn jeder sich selber nur eben so richtig als zart darstellt, es wäre dann gleichsam ein Register von uns selber, aus dem neue Freunde schnell ersehen könnten, was sie von uns zu erwarten haben.

Antwort.

Allerdings! — allein mein Bein, — ich mag keine andere Entschuldigung für mein Verzögern anführen. So wie ich über den Plan nachdenken will, kömmt mir das Bein dazwischen, so wie ich einen Gedanken erhascht habe, thut mir das Bein weh. Ich wünschte, ich wäre so paradox, von einem schlimmen Beine keine Schmerzen zu empfinden, so könnt' ich ein desto größerer Poet seyn. Aber es ist nicht anders, es ist ein ganz gewöhnliches Bein, meine Schmerzen sind ganz gewöhnlich, obgleich ziemlich stark, und darum lassen Sie auch diese höchst gewöhnliche Entschuldigung nur gültig seyn.

Louise

Louise an Günther.

Bei meiner Tante ist große Verwirrung, Wille mein ehemaliger Liebhaber hat ein Billet geschickt, wodurch sie auf Müller aufgebracht wurde; Müller hat alle Schuld auf Sie geschoben, ich lege Ihnen beide Billets bei.

Wille an Madam Lindner.

(Einlage des Vorigen.)

Sie irren sich sehr, Madam, wenn Sie glauben, daß Ihnen alle Menschen so unbedingt zu Gebote stehn. Ich schicke Ihnen hier einen Brief von Herrn Müller, der acht Tage alt ist, damit Sie sehn, was Sie eigentlich von ihm zu halten haben.

Müller an Wille.

(Einlage des Vorigen.)

Gegen Sie, lieber Freund, ist mein Herz immer ganz offen, und ich kenne keinen Gedanken, den ich

ich Ihnen verheimlichen möchte. Ich glaube, daß Sie eben so gegen mich gesinnt sind. Ich habe jetzt seit einiger Zeit eine intressante Bekanntschaft gemacht, eine Witwe, Madam Lindner, sie ist, wie die meisten Frauenzimmer über dreißig, sehr koquet, sie hört sich gern loben und ich lasse es daran nicht fehlen. Was soll man sonst in unsern gewöhnlichen, langweiligen Gesellschaften thun? Ich habe meine Caroline fast ganz vergessen, denn das Vermögen der Wittwe ist weit ansehnlicher. Sie wissen, wie ich über den Punkt des Geldes denke. Ich glaube, ich darf mich nur erklären, um die Heirath richtig zu machen, denn sie ist unbeschreiblich freundlich gegen mich, wenn wir allein sind. Ein alter Mann bewirbt sich auch um ihre Hand, und den auszustechen, ist nicht einmal ein Verdienst. — Leben Sie wohl.

Madam Lindner an Günther.

Ich sollte einen solchen Unverschämten wie Sie sind keiner Zeile würdigen, ich setze mich auch nur nieder um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie verachte. Ich schäme mich jetzt, daß ich Sie und Müllern je zu meinen Gesellschaftern

zählte.

zählte. Sie, ein Mensch, der nicht einmal so viel Verstand hat, seine eigne Einfalt einzusehn, einen der seine Plumpheit für Witz ausgiebt, der Menschen entzweit und mir dadurch am Ende den größten Verdruß zuzieht. — Ich hoffe, nie mehr so unglücklich zu seyn, Sie in meinem Hause zu sehn.

Birnheim an Günther.

Gottlob! kann ich nunmehr wohl mit wahrem Rechte und aus vollem Herzensgrunde sagen. Es ist alles vorbei, und alles ist in Richtigkeit. Mann kann oft nicht wissen, wie etwas kömmt, und wozu manches in der Welt dient, was mir schon neulich bei Gelegenheit der Recensenten einfiel. Da ist nun das ganze Buch in die Brüche gefallen und die Heirath ist nun auch zu Stande gekommen. Sie will nämlich gar keine Bücher mehr schreiben, sie hat ein Haar darin gefunden, wie man zu sagen pflegt, aber zugleich hat sie auch zu ihren Trost, wieder einen Mann darinn gefunden, und das ist eben Niemand anders, als ich. Sollten Sie's gedacht haben, daß das so geschwind und gleichsam über Hals und Kopf gehn würde? Wer's am wenigsten dachte war Niemand

als

als ich. Meine Frau, in Zukunft, in Hoffnung nämlich, hat den schönsten Ekel vor den Buchschreibern, den ich mir nur wünschen konnte, aber auch zugleich, mit Erlaubniß zu sagen, von Ihrer werthen Person. Wie das alles mit einander zusammenhängt, kann ich nicht recht klug daraus werden. Ich danke Ihnen für Ihre vorhergehende gütige Mühe meinetwegen, Sie habens gut gemeint, aber der Himmel hats noch besser gelenkt. Ich weiß, daß meine Frau schon einen Liebhaber gleichsam gehabt hat, das versteht sich, sie kennt mir noch nicht gar lange und jetzt hat sie sich mich doch ganz von selbst und von freien Stücken angetragen, das beweißt ihre jetzige Liebe genug, und so kommt auch ein hübsch Vermögen zusammen, und wir werden glücklich einer bei den andern seyn. Ich werde meine Verlobung in ein paar Tagen bekannt machen, Sie können mich also immer gratuliren, wie's aber um unsre nähre Simpatie aussehn wird, weiß ich nicht, wenn meine Frau Ihnen nicht leiden kann.

Antwort.

Ich gratulire also von Herzen und freue mich, und wünsche alles nur mögliche Glück. Ich kann Sie versichern, daß Niemand als ich diese

Heirath gemacht hat, doch ich will mich nicht selber loben; mit Ihrer zukünftigen Frau denke ich mich noch wieder zu versöhnen. Bis dahin leben Sie wohl.

Nachschrift. Mein Bein ist wieder gut.

Günther an Madam Lindner.

Es ist gerecht, einen Sünder zu verstoßen: aber schöner als gerecht ist es und ganz einer zarten Seele würdig, ihn wieder anzunehmen, wenn er seinen Fehler einsieht und bereuet. Das ist mit mir jetzt der Fall, das zweite ist nun Ihre Pflicht. Hab' ich gefehlt, so geschah es blos, weil Sie mir selber aufgelegt haben, paradox zu seyn. Sie sehn, ich habe mich dadurch ins Unglück gestürzt, nehmen Sie mich nun auch wieder zu Gnaden an, da Sie selber Schuld daran sind. Ich werde mich künftig sehr vor den Paradoxen hüten. Wenn es meine Verzeihung leichter machen kann, so melde ich Ihnen, daß ich nicht nur den Plan zu unserm Romane fertig habe, sondern sogar den Anfang schon ausgearbeitet, aber mit Ihrer Erlaubniß, meine Rolle nicht nur, sondern auch die übrigen. Sie sehn, ich bin in meiner Krankheit nicht ganz träge gewesen. Mein Bein ist wieder hergestellt; wenn ich es also wagen darf, besuche ich Sie heute Abend.

Mad. Lindner an Günther.

Ich will ein Auge zudrücken und Sie mit dem zweiten freundlich ansehn. Sie haben sich so seltsam entschuldigt, und sind Ihrer Rolle so treu geblieben, daß ich Ihnen deswegen verzeihe. Bringen Sie aber ja Ihr Manuscript mit, ich bin außerordentlich neugierig darauf. Uebrigens verlobe ich mich heute Abend mit Herrn Birnheim, und Sie können zugleich als Zeuge dienen.

Der Erzähler nimmt nun nach diesen eingeschalteten Briefen den Faden wieder auf.

Günther ging am Abend an; Müller war auch da; er hatte sich mit Carolinen und Mad. Lindner zu gleicher Zeit ausgesöhnt. Bald darauf erschien Louise mit ihrem Vater, der sonst nicht diese Gesellschaft besuchte. Günther drang nun darauf, die Verlobung vorzunehmen, und ganz gegen alle Erwartung der übrigen, verlobte er sich zugleich mit Louisen, und die übrigen waren Zeugen.

Ehe ich nun mein Manuscript vorlese, rief er dann, muß ich noch ein paar Worte sagen.

Nun? riefen alle.

Mein böser Fuß war nur fingirt.

Fingirt? hallte es zurück.

Ja, um die sogenannte poetische Muse zu bekommen, um meine Klätscherei desto besser in den Gang zu bringen, durch die sie doch nun alle erfahren haben, wie Sie mit einander stehn.

Mad. Lindner. Sie sind ein Bösewicht. — Aber Sie haben sich doch im Buche den paradoxen Charakter gegeben?

Günther. Ja.

Louise. Und keine Liebe hineingebracht?

Günther. Nein.

Müller. Und der edle Freund — der blöde —

Günther. Steckt drinne.

Mad. Lindner. Und um mich dreht sich alles —

Günther. Allerdings.

Birn-

Birnheim. Und die Frauenzimmer, wie ich im Briefe —

Günther. Natürlich.

Mad. Lindner. Aber haben Sie ihn nicht als Spekulanten hineingebracht?

Günther. Wie hätt' ich den Herrn auslassen können?

Er zog das Manuscript hervor und fing an zu lesen. Es bestand aus nichts als den Briefen, die er während seiner Krankheit geschrieben und bekommen hatte. Er hatte diese Briefe ordentlich einbinden lassen. Alle erstaunten; jeder spielte den Unwissenden, und so las er zu Ende.

Mad. Lindner brach zuerst los; sie suchte ihre Billets zu erhaschen; ihr folgte Müller, dann Birnheim und endlich Louise; jedes zog seine Briefe aus, und so erging es dem Manuscript, wie dem Raben in der Aesopischen Fabel, dem die übrigen Vögel die bunten Federn auszogen. Am Ende behielt Günther nichts, als seine eignen Briefe in der Hand. Da er sah, daß die übrigen die ihrigen zerrissen, folgte er ihrem Beispiel, und so war die Stube in einer

Minute mit unzähligen Papierstückchen besäet. Da Louisens Vater voller Erstaunen dastand, und nicht wußte, was er aus alle dem machen sollte, reichte ihm Günther die Briefe von Wille, daß er sie auch zerreißen möchte. So ward dieser wider Willen ein Mitarbeiter an diesem Werke.

Günther aber hatte die Briefe vorher schon copiren lassen. Diese Gesellschaft blieb nachher immer bei einander, aber Günther hatte den Ruf eines satyrischen Menschen.

XXXIV.

In dem kleinen Städtchen L. war der heutige Tag ein großer Festtag. Der Burgemeister Reiner verlobte seine älteste Tochter an den Sohn des Oberförsters Waldmann, und feierte diese wichtige Begebenheit durch einen großen Schmauß auf dem Rathskeller.

Es war gegen halb sechs; der Saal war noch leer, nur die Musikanten saßen in einem Winkel, klimperten mit den Saiten und den Gläsern, und schickten den Marquer abwechselnd nach Califonium und Bier.

Endlich öffnete sich die Thür und ein Amtmann trat mit vielem Gepolter hinein. — Daß dich — rief er in der Thür und schwenkte den Hut, welcher von Regen naß war — bin ich nicht gefahren, komm nur mein Schatz. — Seine Frau folgte ihm unmittelbar — nur herein, Herr Berger —

Der Hofmeister trat mit drei muntern Knaben herein. — Es ist noch nicht hoch an der Zeit — halb sechs und drüber. — Hohl mich der Henker, ich hätte nicht gedacht, daß der Braune so schnell laufen könnte. — Nun setzt euch, Kinder, rief er seinen Knaben zu, — setzt euch und artig, Kinder, hübsch artig, nicht mit den Beinen getaumelt — nicht überall mit gesprochen, und bei Tische nicht mit den Fingern gegessen und nicht zu viel! versteht ihr mich? Doch, dies überlasse ich Ihnen, Herr Berger, sehn Sie ja zu, daß die Kinder nicht gegen die Lebensart anstoßen und Ihrer Erziehung Ehre machen.

Sorgen Sie für nichts, sagte Berger — ich will schon alles dirigiren — sorgen Sie nicht.

Und daß, fiel die Frau ein, Sie sie nur anhalten, der Braut die Hände zu küssen und zu sagen — Ich gratulire Ihnen zur glücklichen Verlobung.

Soll besorgt werden, Madam, soll besorgt werden.

Die Thür flog jetzt mit großem Geprassel auf. Förster Müller trat heftig ein. Seine Frau, zwölfjährige Tochter und drei Hunde mit ihm.

Da

Da bin ich mit meiner ganzen Familie. — Sultan! Pakan! wollt ihr — Setze dich, Mine, zu den Musges da — was die Hunde für Lerm machen — wollt ihr hier — O lieber Herr Berger, dürfte ich Sie bitten, ein wenig auf die kleine Gesellschaft Acht zu geben? Ihre Kleinen können ja wohl mit den Hunden spielen — so wird ihnen die Zeit nicht lang. Mine, gieb du auch ein wenig Acht. — Nun, wie gehts denn, alter guter Freund? Ist das Leben noch frisch? ist der Muth noch jung? — Wollen wir eine Pfeife rauchen? — ich habe hier einen herrlichen Knaster bei mir, Tabak, so raucht ihn der Edelmann nicht — Contrebande, ächt Contrebande. — Nun, Ihre Familie ist doch wohl? die Jungen sehn ja ganz munter aus. — Schönster Diener von Ihnen, Madam, auch noch wohl? — freut mich — freut mich recht sehr. — Stopfen Sie doch eine Pfeife von meinem. — Wie ist es denn in Politicis? — ja ja, die Franzosen rücken vorwärts und wieder rückwärts — ich sah 'mal einen, das war ein schnurriger Kerl — aber munter war er — wahrhaftig munter!

Sie sind ja heute bei sehr guter Laune, Herr Förster, sagte der Amtmann. Warum sollte ich nicht? — Ich sage Ihnen, ich bin jederzeit bei guter Laune, jederzeit. — — Ah — Vater und Schwiegervater!

 Der

Der Burgemeister Reiner trat mit der Försterin Waldmann am Arme und der Förster Waldmann mit der Burgemeisterin herein; das Brautpaar folgte, und eine Menge Honoratiores des Städtchens.

Guten Abend, sagte der wohlbeleibte Burgemeister mit herablassender Freundlichkeit — guten Abend —

Blaßt doch, ihr Herrn, rief der Förster, blaßt doch — Tusch! Tusch für das Brautpaar! —

Es ist mir recht rührend zu Muthe, sagte die Burgemeisterin zu ihrem Manne, mein Kind soll nun so außer dem Hause ganz allein —

Mein Kind, das verstehst du nicht — erwiederte der Burgemeister, was seyn muß — muß seyn — das sind ja Weiberpossen; wer, wie ich, in Geschäften grau geworden — siehst Du, der ist an so etwas gewöhnt!

Was sagen Sie dazu, Herr Waldmann?

Es steht halt geschrieben, sagte dieser, der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen — und da muß es auch wohl umgekehrt so seyn.

Sind

Sind wir denn alle zusammen? fragte die Burgemeisterin.

Wart' Schatz, wir wollen zählen; dreißig Personen müssen es seyn — — acht und zwanzig; neun und zwanzig — mehr nicht. Wer fehlt denn?

Wer — der Fremde, rief des Burgemeisters zweite Tochter.

Es ist auch wahr — sagte die Burgemeisterin. — Sieh, sieh, ich glaube, Philippine schielt so unter der Hand nach ihm.

Mit Erlaubniß, Herr Burgemeister, sagte der Oberförster, wer ist denn dieser Fremde?

Er schreibt sich Meyer, erwiederte jener — Ein artiger Mann; er lebt seit zwei Monaten hier und hat, wie er sagt, Güter in — der Daus — wie heißt das doch — Herr Berger, wie heißt das Land doch, wo meiner Frauen Kleid hergekommen ist?

Batavia, sagte dieser — es liegt in Ostindien und ist sehr ungesund.

Schon gut — schon gut, sagte der Oberförster, und also —

Er sagt, er privatisire und warte auf eine ihm sehr nahe verwandte Person, welche ihn hier abholen wolle — alsdenn werde er auf seine Güter gehn; unterdessen — unter uns — ich glaube, er hat ein Auge auf meine Tochter — — doch unter uns. — Ja, aber, wer nicht kommt zur rechten Zeit, für den ist hier kein Platz bereit. — Wir wollen uns nicht abhalten lassen, das junge Volk wird sich die Füße verspringen wollen. — Ihr könnt jetzt aufspielen. — Wir alten verständigen Männer wollen uns hier nebenan ins Zimmer begeben und ein vernünftiges Wort zusammen sprechen. Hier habe ich die Berliner Zeitung mitgebracht — kommen Sie! Herr Wirth, ist das Bier besorgt?

Wollten mir der liebe Herr Burgemeister erlauben, sprach der Brantweinbrenner — hier hätte ich noch so etwas für den schwachen Magen — eine kleine Stärkung, so ein Schluck — ein Schnaps, wie die gemeinen Leute sagen — wollen wir alten vernünftigen Leute nicht damit so eine gewisse Grundlage — die Gesundheit des edlen Brautpaars trinken?

Lieber Mann, sagte der Burgemeister — lieber Mann, Sie sind ja sehr gütig.

Gern geschehn — gern geschehn. — Nun kommen Sie nur.

Die Gesellschaft ging nunmehr in das anstoßende Cabinet, und setzte sich um einen Tisch. Der Burgemeister zog Brille und Zeitung zugleich aus der Taschen und fing an zu lesen.

Lieber Mann, sagte die Burgemeisterin — willst Du mir einen Gefallen thun, so lies ein wenig das letzte, verstehst Du mich — sieh, vorne da steht so mancherlei, was wir Frauenzimmer nicht verstehn, so was von Krieg und Batterien und Tripdallion — was weiß ichs alles — aber hinten — Sachen, so gestohlen worden, Personen so in Dienst verlangt werden, angekommne neue Waaren — da weiß man doch, was man liest.

Nun sagt der Förster, für die Weibchen müssen wir doch einmal auch was thun, besonders an solchem Ehrentage — aber nachher müssen Sie mir auch den Gefallen thun und mit anhören, was vorne der Zeitungsschreiber sagt — wir rufen den Herrn Berger, und der muß uns manches erklären. —

Ein

Ein geschickter Mann, sagte der Burgemeister — ein sehr geschickter Mann; er hat in Halle studirt. — Er hat was gelernt — und nachher soll er uns helfen — wie gesagt, nachher — nun so hört.

Der Burgemeister fing an zu lesen — Steckbrief — er murmelte für sich weiter. — Der Daus! — was ist das?

Nun, was ist denn? sagte die Burgemeisterin.

Alle Henker — hört einmal — nein, ich bitte euch — hört einmal: Steckbrief: Es hat sich am 15ten dieses durch eine gewaltsame Erbrechung seines Kerkers ein wegen starken Diebstahls verhafteter Kerl, August Friedrich Meyer, aus seinem Gefängniß entfernt. — Er ist mittler Größe, spricht das Französische sehr fertig, giebt vor, große Güter zu haben, und ist besonders daran kenntlich, daß er an der linken Hand ein großes Maal hat. — Da nun an der Wiedereinbringung dieses verschmitzten Spitzbuben sehr viel gelegen ist, so werden zugleich Obrigkeiten dringendst gebeten, obgedachten August Friedrich Meyer, falls er sich betreten läßt, so fort zur gefänglichen Haft zu bringen. — Nun, was sagt ihr dazu?

Ich

Ich sage, rief der Förster, daß der fremde Herr Meyer ebenbesagter Spitzbube sey.

Und ich glaube das auch, fiel Waldmann ein.

Ich auch, rief die Burgemeisterin.

Allerdings, allerdings, riefen die noch übrigen Anwesenden.

Nun, wir wollen das Brautpaar fragen und dann den Hofmeister.

Das Brautpaar fiel bey und behauptete ebenfalls, der Fremde sey Niemand anders, als jener Dieb. Allein der Hofmeister sagte: Erlauben Sie meine Herrn und Damen, oder vielmehr Damen und Herrn. Es frägt sich hier billig, was gefragt wird: Nämlich, ist jener in der Zeitung angezeigte August Friedrich Meyer dieselbe Person mit allhier seit zwei Monaten anwesenden Herrn Meyer. — Wo mir recht ist, so gründet sich diese Vermuthung ganz vorzüglich auf die Aehnlichkeit der Namen, welche jedoch in mancher Rücksicht zu erweisen seyn dürfte; denn wenn sich nun unser Fremder Mayer oder Maier schriebe, würde wohl das mindeste daraus folgern; ferner, gesetzt beide schrieben sich gleich, so frag ich weiter: ist Meyer nicht ein allge-

allgemeiner Name, welchen gar leicht zwei führen können? hieß Ihr Herr Vorfahr, Herr Burgemeister, nicht ebenfalls Meyer, und heißt bis auf diese Stunde der Nachtwächter nicht noch so? Ja, nur die Sache durch eine Art von Ironie zu widerlegen. Jener berühmte Spitzbube oder Dieb heißt mit Vornamen August Friedrich; nun heißt unsers Herrn Burgemeisters vor 18 Jahren entlaufner oder vielmehr verlaufner Sohn ebenfalls August Friedrich; allein was müßte man von mir und meinem Verstande denken, wenn ich behaupten wollte, diese beide Auguste Friderici wären ein und dieselbe Person, und unser Herr Burgemeister wäre Vater jenes entlaufnen Diebs?

Sehr verständig gesprochen, sagte der Burgemeister, allein seht da, Herr! der Haken ist nur der, daß beide Güter haben, oder vielmehr zu haben vorgeben. —

Wahr, erwiederte Berger, sehr wahr bemerkt, aber falls es mir vergönnt seyn sollte, eine Einwendung gegen des Herrn Burgemeisters Meinung zu machen, Sie sagten: Güter zu haben vorgeben. Hat denn aber der Fremde Güter zu haben vorgegeben? Ja, da liegt der Knoten — Wann er nun welche hat — ha, wie da?

Aber,

Aber, sagte die Burgemeisterin, er kann gar keine haben, weil er mit dem berühmten Spitzbuben eine Person ist.

Eben das leugne ich ja — rief Berger — wir wollen also untersuchen, ob er Güter hat?

Das dürfte zu lange währen, sagte Waldmann.

Wohl sehr wahr — rief Berger — das würde Umstände machen, es geht übers Meer weit hinüber, und der Wind ist noch dazu nicht günstig.

Kann denn keiner unter uns französisch? rief der Förster Waldmann.

Ich, rief Berger, ich habe es schon in meiner Jugend gelernt und Unterricht darin gegeben.

Nun, sagte Waldmann, wenn er kommt, so sprechen Sie doch mit ihm, das wird uns mehr auf die Spur bringen.

Und dann die Narbe auf der Hand, sagte der Burgemeister, das hilft! richtig, das hilft!

Indem trat Herr Meyer sehr elegant geklei-det in den Saal —

Ich fange ihn, rief Berger, ich fange ihn, geben Sie Achtung.

Monsieur — sprechen Sie französisch?

O ja, sagte der Fremde, aber nicht gern.

Nun, wenn er es nicht gern spricht, sagte Berger zu den Anwesenden, so wollen wir ihn lassen; zwingen muß man keinen Menschen.

Sind Sie in Berlin gewesen? fuhr Berger gegen den Fremden fort.

O ja, wohl drei Monate.

Aha! Aha! — da sieht man doch — nicht wahr, Sie haben wohl viel Bekanntschaft zu Ber-lin gemacht?

O ja, so ziemlich — aber wie kommen Sie darauf?

Je

Je nun — ich meynte nur — Haben Sie auch alle Merkwürdigkeiten gesehn? —

O ja.

So zum Beispiel das Irrenhaus, die Gefängnisse besucht?

Ein einzigesmal, der Anblick war mir zu traurig.

Das glaub' ich; aber wie lange waren Sie im Gefängnisse?

Das weiß ich wahrhaftig selber nicht.

So, so — Berger lief zum Burgemeister — befehlen Sie, daß ich die Stadtdiener rufen soll — er ist ja ein confessus und convictus —

Warum nicht gar, sagte der Burgemeister, aus allem, was er gesagt hat, läßt sich ihm noch gar nicht das mindeste beweisen. Die Narbe, die Narbe ist die Hauptsache. — Er trat ihm näher —

Guten Abend Herr Meyer, wie stehts? wie gehts?

Schlecht und recht, erwiederte dieser. —

Schlecht, ey das glaube ich Ihnen nicht. — Sie sehn ja ganz munter aus und recht — nun, da muß jeder das beste thun. — Legen Sie doch ab.

Meyer legte Hut und Stock weg und behielt die Handschuh an.

O machen Sie es sich doch commode.

Es ist des Tanzes wegen, sagte jener.

O zuerst lesen wir in dem Buche der vier Könige.

Ich spiele nie.

Ey, ey — so ein hübscher Zeitvertreib. — Aber ich dächte doch für jetzt die Handschuh aus.

Ueberdies habe ich mich an der Hand verwundet.

Merkst

Merkst du Frau — merkst du, aber ich dächte, das würde Ihnen beschwerlich fallen.

Ganz und gar nicht, erwiederte der Fremde.

Die Wunde ist doch nicht gefährlich?

Ich glaube nicht. —

Wie, Sie wissen nicht — Sie wissen wirklich nicht? — Sie vernachläßigen das als eine Kleinigkeit, daß nur die schlimmern Folgen nicht nachkommen. Ich dächte, da der Herr Chirurgus in unsrer Gesellschaft ist, Sie ließen nachsehn. —

Es ist ein unbedeutender Stich mit einem Messer. —

Ey unbedeutend was unbedeutend, ich bin Ihnen gut, wahrhaftig der Herr Gevatter muß nachsehn.

Er rief den Barbier.

Nein, sagte der Fremde, wirklich ich schäme mich, um solch eine Kleinigkeit so viel Aufhebens zu machen. —

Was hier was da, Frau Tochter bittet den Herrn, daß er seine Handschuh auszieht.

Ja ja, Handschuh aus! riefen Frau und Tochter und der größte Theil der Gesellschaft.

Der Fremde gab nach und war eben im Begriff, es zu thun, als plötzlich jemand in den Saal trat und meldete, daß vor der Thür eine große Schlägerei sey, zu der des Burgemeisters Autorität nöthig wäre.

Immer Sorgen und Sorgen, nichts als Sorgen; er verließ den Saal; der Fremde folgte aus Neugier mit dem größten Theil der Gesellschaft.

Als der Tumult gestillt war, und die Gesellschaft sich wieder in Bereitschaft gesetzt hatte, sich weiter zu freuen, fragte man nach dem Fremden. — Er war verschwunden.

Ich weiß nicht, sagte der Burgemeister, was das Schicksal heute gegen mich haben mag — alles mislingt mir — alles geht zuwider, der Fremde ist auch weg. — Wer er nur seyn mag, es ist mir, als hätte ich ihn gesehn irgendwo — und doch kann ich mich gar nicht besinnen. —

Der Chirurgus wurde nun von dem Vorfalle unterrichtet.

Hm, sagte dieser — wenn er aber nun wirklich verwundet ist, und keine Narbe hat, wird dadurch ihr Argwohn gehoben werden? kann er sie nicht haben wegbringen wollen, weil er die Beschreibung seiner eignen Person in dem Zeitungsblatt gelesen? — Ich dächte, man nehme ihn ohne Umstände fest.

Und das werde ich nicht zugeben, sagte der Burgemeister, wahrhaftig nicht — er ist ein gar zu guter Mensch, ehe er nicht überführt ist, durchaus nicht.

Wissen Sie was? sagte Waldmann, mich dünkt, die graden Wege sind die besten — wenn er wieder kommt, so umringen wir ihn, und sagen: Mein Herr, Ihre Person ist uns da und darum verdächtig, rechtfertigen Sie sich.

Gut, sagte der Burgemeister, aber wenn er nun nicht wiederkommt?

Dann verhindert uns der Himmel selbst ein gutes Werk zu begehn. —

In dem Augenblick trat der Fremde wieder in den Saal.

Das Glück ist uns günstig — da kömmt er eben.

Die Gesellschaft umringte ihn. — Mein Herr, fing der Burgemeister an, — sind Sie der berühmte Dieb August Friedrich Meyer?

Mein Herr, wie kommen Sie darauf?

Heißen Sie August Friedrich?

Allerdings.

Was? was? allerdings? Meyer per ey?

Allerdings.

Sprechen Sie französisch?

Allerdings.

Haben Sie Güter?

Allerdings.

— Sind Sie also dieser August Friedrich Meyer? (Er hielt ihm das Zeitungsblatt vor.)

Den habe ich nicht die Ehre zu kennen.

Haben Sie eine Narbe auf der Hand? — den Handschuh aus!

Gern, hier, sehn Sie etwas —?

Nein — aber vielleicht ist sie — versteckt?

Sehn Sie genau; außer dieser unbedeutenden Wunde werden Sie nichts finden.

Ey, ey — sagte der Burgemeister — ich glaubte, die Gerechtigkeit würde sich bei Ihnen verherrlichen, aber — ich sehe wohl, diese Hoffnung ist vergebens.

Nun, das verherrlichen wollen wir hingehn lassen, wenn sie sich nur nicht prostituirt hätte!

Herr Meyer, Herr Meyer, nehmen Sie sich in Acht, daß die Gerechtigkeit nur nicht noch eine Gelegenheit findet, sich zu verherrlichen.

Geben Sie mir doch das Zeitungsblatt — was ist heut für ein Datum?

Der ein und zwanzigste.

Gut, und wenn ist jener berühmte Dieb entsprungen?

Am funfzehnten.

Und wie lange bin ich hier? zwei Monate? nicht wahr?

O weh! o weh! sagte der Burgemeister, — warum thun Sie so geheimnißvoll? — ich bitt' um Verzeihung — aber Sie sind an der ganzen Verwirrung — wer zum Henker sind Sie?

Ich bin ein Mann, der von seinem Gelde lebt — und bin hieher gekommen, um einer Hochzeit beizuwohnen.

Wessen Hochzeit, wenn man fragen darf?

Wessen? der Hochzeit, wozu heute die Verlobung ist.

Und wenn Sie nun nicht gebeten werden, wie da?

Man wird mich aber bitten.

Und wenn ich Sie nun nicht bitte, wie da? — Das ist doch sehr sonderbar.

Sie werden mich aber bitten.

Ey zum Henker, den möcht' ich sehn, der mich zwingen sollte.

Ich.

Nun nachgerade wird mir das Ding ein wenig bunt — ich glaube Sie wollen mich foppen — Hören Sie die Gerechtigkeit —

Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem von der Universität entlaufnen Sohn.

O Herr, Sie scherzen.

Er ist wohl — er ist reich, gesund — er wird bald hier seyn.

Je Carl bist du es, lieber Sohn?

Vergeben Sie mir die Angst, die Sorge, welche ich Ihnen gemacht. —

Schon gut, schon gut. — Er riß seinen Sohn in die Gesellschaft und zeigte ihn derselben.

Aufgespielt! rief er in trunkner Freude und forderte die Försterin auf zum Tanze, heut wollen wir so fröhlich seyn als wir können — und morgen soll Carl uns seine Abentheuer erzählen.

Die
Theegesellschaft.

Lustspiel
in
Einem Aufzuge.

Vorerinnerung.

Der Verfasser bittet seine Leser um Verzeihung, daß er die Reihe seiner Erzählungen durch ein kleines dramatisches Stück unterbricht, um in diese Samm-

lung

lung mehr Abwechselung zu bringen. Nachfolgende kleine Posse wär vielleicht in der Erzählung ganz uninteressant geblieben; der Leser mag entscheiden, ob sie es nicht auch in der Form des Dialogs ist.

Die

Die
Theegesellschaft.

Lustspiel
in
Einem Aufzuge.

Personen:

Ahlfeld.

Julie, seine Nichte.

Baron von Dornberg.

Geheime Rath Wagemann.

Referendarius Berger.

Werner.

Justitzkommissarius Ehlert.

Rothmann.

Eine alte Frau.

Wilhelm, Ahlfelds Bedienter.

Ein Beckerknecht.

Die Scene ist in Berlin.

Erster Auftritt.

(Werners Zimmer.)

Werner; Ehlert (in Stiefeln, Rock und Ueberrock, mit einem langen Stock mit seidenem Bande).

Werner.

Und wie lebst du? — Mich freut es, nur endlich Dich einmal wiederzusehn! — Du hast Dich in den paar Jahren recht verändert!

Ehlert. Das Amt, das man bekömmt, der Verstand der einem zuwächst, können den Menschen zu einem ganz andern Geschöpfe machen.

Werner. Und Du bist zufrieden? glücklich?

Ehl. So sehr man es nur seyn kann.

Wern. Ich habe in manchen Stunden eine recht innige Sehnsucht gehabt, Dich wiederzusehn, Dich wieder so vor mir zu haben, — und nun ist es mir endlich so gut geworden. Du mußt mich auch darum nicht so schnell wieder verlassen.

Ehl. Je nun, einige Tage bliebe ich wohl hier. aber dann muß ich weiter reisen. — Mit Erlaubniß (er legt Stock und Hut ab, und zieht den Ueberrock aus). Sieh, der Mensch hat gewöhnlich seine Absichten wenn er reist, so auch ich. Ich komme nachher wieder über Berlin zurück, und habe denn die Ehre, Dir zugleich meine junge Frau vorzustellen.

Wern. Ey, ey! und davon habe ich so gar nichts gewußt?

Ehl. Ich wollt's Dir immer schreiben, und dann ward es mir wieder leid. In einem Briefe hab' ich's Dir doch zu verstehn gegeben; ich habe gern manches mit mir selber geheim; aber ich konnt's doch nicht lassen.

Wern. War das etwa der Brief mit den vielen juristischen Floskeln?

Ehl. Ganz recht, eben der; ich dachte gleich, daß Du nicht so recht klug daraus werden würdest, und darum wurde ich eben so vertraulich.

Wern. Du bist und bleibst der Alte.

Ehl. Und wie geht es Dir? — Du siehst nicht recht munter aus.

Wern. Und doch bin ich es — Gefällt es Dir in Südpreußen noch immer?

Ehl. Warum nicht? — Die Menschen sind Narren, wenn sie nicht dort leben wollen. Die

Gesell-

Gesellschaft ist nun freilich nicht die beste; aber man gewöhnt sich an alles.

Wern. Gesellschaft? — Ich muß immer lachen, wenn ich das Wort höre! — Wo ist sie denn gut?

Ehl. Aber in einer Residenz —

Wern. Ach lieber, ehrlicher Freund, man kömmt hier zusammen wie anderswo: man verläumdet, lügt, rezensirt, und ennuyirt sich hier trotz der kleinsten Stadt in der Welt. Man kann aus einem Hause in das andre gehn, — es bemerken, wie das gesellige Thier, Mensch genannt, unter einer Menge seiner geistreichen Mitbrüder sitzt, und von Herzen gähnt. Ich war einmal Thor genug, Gesellschaft zu suchen, — wie bald kam ich aber davon zurück!

Ehl. Ey! Ey! was du mir sagst? — Aber Du schriebst mir einmal von interessanten Frauenzimmern, die Du kennen gelernt hättest.

Wern. Ich weiß es wohl. Es ging mir wie den Kindern, die mit ihren Puppen sprechen und diese wieder sprechen lassen, und dann über ihre eignen Einfälle sich herzlich freuen.

Ehl. Du bist der wahre Timon von Berlin.

Wern. Nein! denn es giebt hier nichts zu hassen, die Menschen sind zu armselig dazu.

Ehl. Ey! wie bitter!

Wern. Doch, genug davon. Man kann wenigstens immer etwas Gescheidteres thun, als auf die Menschen schimpfen. — Geht die Reise nach der Frau weit?

Ehl. Etwa zwölf Meilen.

Wrrn. Ich wünsche Dir von Herzen Glück.

Ehl. Schön Dank! — Nun, daß ich gleich nach dem Wichtigsten frage, — wie ist denn dein Casus? Ist der Prozeß der Liebe nunmehr zu Ende? Julie, — ey! du machst ja ein wahres Romeo-Gesicht! — Doch kein Trauerspiel, kein verliebter Zwist, kein Schießen und Erstechen? — das wolle Gott verhüten!

Wern. O laß deine altfränkischen Späße! — Es gibt sicher nichts lächerlicheres und bejammernswürdigeres, als wenn sich zwey Leute einbilden, daß sie sich lieben: — aber vollends der Vertraute, der sich dann zwingt, Theil zu nehmen, zu rathen und zu trösten, — o laß diese Rolle fallen, sie ist Deiner ganz unwürdig.

Ehl. Nun, nun, — Du bist heut nicht aufgelegt.

Wern. Grade umgekehrt: so lustig als ich selten bin, besonders weil ich Dich wiedersehe. — Setz dich nieder, ich will nun ganz aufrichtig mit Dir sprechen, denn ich hasse nichts mehr, als wenn ein Freund dem andern die Worte aus dem Munde zerren muß. — Was ist es denn mehr? ich habe

mich

mich lächerlich gemacht, wie schon tausend andre vor mir gethan haben.

Ehl. Bald hätt' ich über das Sprechen vergessen: — hier hab' ich Dir Briefe von einigen andern Freunden mitgebracht. (Er öffnet die Brieftasche und giebt sie ihm.)

Wern. Ich danke Dir.

Ehl. Nun? — Ich glaubte aber ohne Spaß zur Hochzeit zu kommen.

Wern. (indem er die Briefe aufbricht und nachläßig ließt.) Es wäre auch beinahe geschehen. — Nun, siehst du, — Was der Teufel!

Ehl. Was ist Dir?

Wern. So, so? — (Er sitzt nachdenkend.)

Ehl. Was willst du? — (Pause. Er steht auf, und blättert in einem Buche.)

Wern. Setz Dich nieder.

Ehl. Der Matthisson ist doch ein schöner Dichter. — Es ist die neuste Ausgabe, nicht wahr?

Wern. Ja doch. — (Ehlert setzt sich wieder.) Wie ich Dir sage, es hätte fast so zutreffen können, — aber Gottlob! es ist nicht geschehen.

Ehl. Gottlob?

Wern. Es giebt doch wahrlich nichts lächerlicheres, als sich die Hände zu drücken und zu seufzen: — Geliebte! — Theure! — und denn heimlich zu gähnen, zärtlich Abschied zu nehmen,

und morgen wieder das langweilige Spiel von vorn anzufangen. — Also, — um ein altes und mir sehr fatales Wort zu brauchen, — ich war verliebt!

Ehl. Und es ist nun ganz vorbey?

Wern. Völlig! zwar gab ich nicht die erste Veranlassung, und das würde vielleicht manchen andern an meiner Rolle sehr ärgern.

Ehl. Natürlich.

Wern. Julie schien mich zu lieben, bis ein gewisser abgeschmackter fremder Baron auftrat, der mir bald im ganzen Hause den Rang ablief. — Aber ich muß lachen, eben durch diese Briefe hier, — laß es gut seyn. Es ändert sich vielleicht noch vor heut Abend vieles.

Ehl. Wie so?

Wern. Sie hob nun das Verständniß mit mir auf; — der Oheim, ein alter Narr, that auch endlich das seinige. —

Ehl. Ich habe Briefe an ihn, — ich nahm sie mit, um ihn kennen zu lernen, weil ich glaubte, er würde Dein Verwandter werden.

Wern. Du verlierst an der Bekanntschaft nicht viel. Es ist ein eitler unwissender Mensch, der desto mehr Worte macht, je weniger er denkt: er spricht über alles, weil er den Grundsatz hat, daß man doch wenigstens über alles ein Wort sprechen könne, — weil er sich nicht auszu-

drücken weiß, so bereichert er unsre Sprache immer mit einer Menge von neuen Wörtern, — was er in der vorigen Minute behauptet hat, vergißt er in der folgenden, und widerspricht sich unaufhörlich, um nur das Gespräch nicht abzubrechen.

Ehl. Ein wahres Original.

Wern. Dieser fühlt sich natürlich durch einen adlichen Gemahl seiner Nichte so geehrt, daß ich bald in den Hintergrund in ein gewisses Clairobscur, in ein Dämmerlicht gerieth, wie er sich auszudrücken pflegt. — Ich bin übrigens noch sein guter Freund; ja ich bin heut sogar zum Thee und Abendbrod gebeten, aber ich werde nicht hingehen.

Ehl. Du nimmst die ganze Sache doch sehr leicht.

Wern. Hohl der Henker alle Ernsthaftigkeit. Es ist mit dem ganzen Leben nichts, und nun vollends noch ein sauer Gesicht zu machen, ist die unnützeste Mühe, die man sich nur immer geben kann.

Ehl. Du bist aber auch etwas zu leichtsinnig.

Wern. Als ich verliebt war, nahm ich alle Dinge sehr wichtig; ich ging mit meiner Braut in die Komödie und sah mit großer Andacht Kozzebue's Stücke; ich raisonnirte sehr gründlich über den Vortrag der hiesigen Prediger; ich las, um meinen Geschmack in einer guten Balance zu erhal-

ten, die Literaturzeitung; ich ging selbst im schlechten Wetter mit seidenen Strümpfen, und las ihr mit vieler Rührung den Woldemar vor; — ich, — kurz, lebte so gescheidt und bedächtig, als man es nur verlangen kann; aber das hat jetzt alles der Henker wieder gehohlt. Ich fing sogar schon an, mich nach einem Amt umzusehen, um außer meinem Vermögen noch ein andres Einkommen zu haben; denn, so wie man vernünftig ist, hat man auch eine große Liebe zum Gelde.

Ehl. Ey, ey! Du übertreibst wieder einmal! — Und wie lebst Du denn nun jetzt?

Wern. Beschreiben läßt es sich schwerlich. — Ich kann halbe Tage sitzen, und an nichts denken, oder aus dem Fenster sehen und mit den Bekannten sprechen die vorübergehen, oder mir einige Cramersche Romane hohlen lassen, die ich mir denn selber vorlese, — manchmal hab' ich schon gewünscht, ich könnte Taback rauchen.

Ehl. Wunderlicher Mensch!

Wern. Oft geh' ich nach dem Thiergarten, oder betrachte unter den Linden die seltsamen Menschengesichter; in den Zelten hör' ich oft der Musik und den Leuten mit großer Andacht zu, und mache mir dann weiß, ich höre Konzert und Gespräch. Des Abends lauf' ich herum, seh' in den Kuckkasten, wie sich Pilatus die Hände wäscht, oder Herodes zum Fenster heraussieht; oder ich

sitze

sitze in einem Bierkeller, und erfahre die neuesten Vorfälle aus den Zeitungen.

Ehl. Liesest Du die Zeitungen nicht mehr? — Du warst einmal ein großer Politiker.

Wern. Keine einzige. Das ewige Schlagen und Zurückziehn, die Vaterlandsliebe und das Gleichgewicht von Europa, das Direktorium und Pitts Maaßregeln, — alles, alles ist mir gleich zuwider! daß es die andern nicht auch endlich überdrüßig werden!

Ehl. Du bist und bleibst ein wunderlicher Schwärmer.

Werner. Wie man's nimmt. — Lieber Freund, man kann auch in der Thorheit selbst vernünftig seyn; — die meisten Menschen aber fassen nur einen Zipfel und schleppen das übrige hinter sich, so, daß bald einer hie, der andre dort darauf tritt. Wenn man sie aber ganz wie einen Mantel um sich nimmt, und geht so durch die Welt hin, so hält sie vortreflich warm.

Ehl. Nimm's mir nicht übel, ich bin dein guter Freund, — das klingt so ein bischen geniemäßig.

Wern. Mag's klingen wie es will; jeder hat seine Art zu leben und die Sachen anzusehen; behüte Gott, daß alle Menschen auf eine und dieselbe Art vernünftig wären! — Ich versichere Dich, daß ich manchmal lieber die Sprüche von

alten Wahrsagerweibern zuhöre, als die gewöhnlichen vernünftigen Bücher lese.

Ehl. Dagegen läßt sich nun nichts sagen. — Am Ende bist Du doch noch verliebt.

Wern. Ich? — Es ist freilich eine eigene Lust, sich selbst zum Besten zu haben, aber ich freue mich deren. — Wegen meiner Seltsamkeit hat sich jetzt ein Narr an mich gehängt, der sich für meinen Freund ausgiebt. Er beobachtet mich wie einen Kometen, theils um aus mir einen poetischen Stoff zu ziehn, (denn er macht Verse, und Stücke, und dergleichen,) theils um sich vor der Einseitigkeit zu hüten, in die ich nach seiner Idee versunken bin; er geht daher noch mit einigen andern Narren um, die ihn wieder von der andern Seite auf die rechte, in der Mitte liegende Bahn zurücktreiben sollen. Er lebt in einer ewigen Beobachtung, und hat daher unmöglich Zeit, Erfahrungen zu sammeln; er nennt mich Kerlchen, Biedermann, drückt mir die Hände und geht mit mir spazieren. Ich kann es nicht lassen zu übertreiben, wenn er bey mir ist, und so erschein' ich gewiß nächstens in einem recht abgeschmackten Buche, auf die ausführlichste Art abgehandelt, und in das grellste Licht gestellt.

Ehl. Vor dem Menschen muß man sich hüten. — Wie heißt denn der?

Wern. Rothmann.

Ehl. Je den kenn' ich ja noch von alten Zeiten her. — (Es klopft.)

Wern. Gewiß dieser schöne Geist. (Er öffnet die Thür.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Rothmann, (der mit vielen linkischen Bücklingen hereintritt.)

Rothmann.

Guten Abend, wie gehts? — Ey sieh da, lieber Ehlert! — Kommen Sie auch einmal wieder nach Berlin? Sie sehn recht wohl aus; Sie sind wohl immer noch recht gesund?

Ehlert. Ja.

Werner. Er ist jetzt Justizkommissarius und Bräutigam.

Rothm. Da gratulire ich von ganzem Herzen. — Sie haben recht, der Mensch ist immer noch nicht, — wie soll ich sagen, — so ganz glücklich, — so ganz ein wahrer Weltbürger, — bis er verheirathet ist.

Ehl. Ja. —

Rothm. Und wenn man denn auch eine Wirthschaft führt, so muß man es schon aus ökonomischer Rücksicht thun.

Ehl. Ja. —

Rothm. Apropos! Werner! man spricht ja wieder von einem türkischen Gesandten.

Wern. So?

Rothm. Und morgen sind die neuen Arkadier.

Ehl. Die neuen?

Wern. Der Titel ist ein wenig unverständlich, so wie das neue Sonntagskind. Man glaubt, das Neue lockt.

Rothm. Und Kosegarten hat eine neue Ekloge geschrieben.

Ehl. Ist sie gut?

Rothm. So, so! Sie könnte besser seyn. — Nächstens werden wir in Berlin wieder die Affen-Akademie haben.

Ehl. Das ist ein wunderlicher Titel.

Wern. Du weißt ja, daß der Affe ein nachahmendes Thier ist: warum soll er nicht einmal auch so nachahmen?

Rothm. Sie reisen wohl blos durch Berlin?

Ehl. Blos durch.

Rothm. Ach das Reisen ist eine herrliche Sache, — man sieht so viel Neues, man kömmt immer zu neuen Gegenständen, man bleibt nicht so an demselben Orte.

Ehl. Ja, das ist wahr.

Rothm. Lieber Werner, seyd einmal ein gescheidtes Kerlchen, und geht noch ein wenig mit mir unter den Linden: — wenn es Ihnen nicht zuwider ist.

Ehl. O im geringsten nicht.

Rothm. Es ist doch gut, wenn man zuweilen ausgeht.

Ehl. Ja wohl.

Rothm. Ich bin heut Abend bey Herrn Ahlfeld zum Souper.

Wern. Ich auch, aber ich habe fast keine Lust hinzugehn.

Rothm. Nun so wollen wir heut Abend zusammen bleiben.

Wern. (Der fatale Mensch!) — Oder, wie wär's, Ehlert, wenn wir alle zu Ahlfeld gingen? — Ich stelle Dich vor, — Du giebst Deine Briefe ab; —

Ehl. Wenn Du meynst.

Wern. Du wirst Dich freuen, den Mann kennen zu lernen.

Ehl. Aber ich bin nicht angezogen.

Wern. Du kömmst von der Reise: wer wird sich um solche Kleinigkeiten kümmern! — Ich gehe und ziehe mir nur einen Rock an, ich bin sogleich wieder da. (ab)

Dritter Auftritt.

Ehlert. Rothmann.

Rothm.

Ja das ist wahr, das ist einer von den Vorzügen in solchen Städten, wie Berlin, daß man sich gar nicht zu geniren braucht.

Ehl. Ja wohl.

Rothm. Und hier ist der Ton darin ganz vorzüglich gut, man ist allenthalben wie zu Hause, man handelt und spricht, ohne eben sehr auf sich Acht zu geben.

Ehl. So?

Rothm. Bey Ahlfeld ist es sehr angenehm, es ist ein Mann ohne große Gelehrsamkeit, aber von einem sehr natürlichen hellen Verstande.

Ehl. Das ist besser als Gelehrsamkeit.

Rothm. Sie kennen ihn nicht persönlich? — O da werden Sie eine sehr liebe Bekanntschaft machen.

Ehl. Ich bin aber wirklich so im Negligée, — ich werde mir wenigstens diese Sporen anlegen, damit ich mich doch um so eher entschuldigen kann. (Er macht sich Sporen an, die auf einem Tische liegen.)

Rothm. Sie hätten es wirklich nicht nöthig, denn es wird auf so etwas gar nicht mehr gesehn.

Herr

Herr Werner geht oft hin, ohne angezogen zu seyn. Das ist ein ganz charmanter Mann, ein wahres Original.

Ehl. Ja. — Sagen Sie mir doch, kommen die Schnallen in- oder auswendig?

Rothm. Auswendig, Lieber!

Ehl. Ich reite eben nicht viel, und da —

Rothm. Es giebt sehr wenige eigentliche Originale in Berlin, Leute von Humor und Geist; — der Herr Werner gehört zu diesen, und da halte ich mich besonders an ihn.

Ehl. So?

Rothm. Wenn man Menschen studiren will, muß man solche ganz vorzüglich aufsuchen.

Ehl. Sie sind, wenn ich fragen darf, ein Schriftsteller?

Rothm. So ein wenig, — unbedeutend, wenn ich so sagen darf; — man ist in einigen gelehrten Blättern sehr gütig und nachsichtsvoll gegen mich verfahren, und daher meynen einige Menschen, ich wäre stolz.

Ehl. Man wird verkannt.

Rothm. Ich suche mich auf manche Zweige der Dichtkunst zu appliciren, die noch wenig bearbeitet sind; man kann dort noch am ersten Original seyn.

Ehl. Als ich jünger war, liebte ich auch die Poesie sehr, besonders das Trauerspiel. —

Es ist doch herrlich, wenn man in einem Stücke so recht von Herzen weinen kann.

Vierter Auftritt.

Vorige. Werner, (angekleidet; er hat die Briefe in der Hand).

Wern.

Ich stehe nun zu Befehl.

Rothm. Nun, so wollen wir gehn. Wir können nachher gleich zusammen zu Herrn Ahlfeld gehn.

Ehl. (nimmt Hut und Stock) Du wirst es mir nicht übel nehmen, ich habe mir wenigstens Deine Sporen —

Wern. (steckt die Briefe ein) Du siehst ganz reitermäßig aus. — Aber was Henker ist das für ein Stock, und das Band?

Ehl. (beschämt lächelnd) Meine Braut hat ihn mir vor drey Jahren halb im Spaß geschenkt. —

Wern. Und da mußt Du ihn in Ehren halten, das ist Recht. — Aber weißt Du denn gar nicht, daß Du die drey Nationalfarben am Stocke trägst?

Rothm. Wirklich, das Band ist tricolor.

Ehl.

Ehl. Der Tausend! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Wern. Ist's gefällig? — (Er öffnet die Thür, kehrt aber in derselben noch einmal um) Ehlert!

Ehl. Was willst Du?

Wern. Hast Du noch Deine alte Mode, immer Anspielungen zu machen?

Ehl. Wie so?

Wern. Ich bitte Dich, mich dort damit zu verschonen. (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer bei Ahlfeld.)

Ahlfeld. Walther.

Ahlfeld.

Hast Du mich verstanden?

Walther. Ganz wohl, vollkommen wohl.

Ahlf. Ordentlich muß alles seyn, nichts mangeln, wenn so gleichsam die Tischzeit herannahen will.

Walth. Es soll alles im vollkommnen Apparat seyn.

Ahlf. Gut; das ist mir lieb. — Du hast Recht, im vollkommnen Apparat, und dazu müssen alle Präparativen auf die gehörigste Weise besorgt werden.

Walth. Daß zum Beispiel der schöne Tafelkuchen seine richtige Opposition auf dem Tische findet.

Ahlf. Ganz recht; du verstehst mich vollkommen, wie ich es meyne. (Walth. ab.)

Sechster Auftritt.

Ahlfeld. Julie.

Ahlfeld.

Nun, mein Kind! — Ey, Du hast Dich ja recht schön herausgeputzt.

Julie. Sie wünschen es ja, und der Baron sieht es auch gern.

Ahlf. Wohl, vollkommen wohl, da bist Du auf dem wahren Punkt. Es freut mich, daß Du Dich immer mehr in Deinen zukünftigen Stand zu schicken suchst; anfangs warst Du ein wenig widerspenstig.

Julie. Man kennt so oft sein eigenes Glück nicht.

Ahlf. Da hast Du wohl recht, mein Kind. — O wenn wir das immer wüßten, so würden wir nicht so oft gegen unser eigenes Beste handeln. — Setz' Dich doch nieder, ich möchte noch manches mit Dir darüber sprechen. — (Sie setzen sich.) Sieh, mein Kind, (denn ich habe Dich nun schon so lange immer als mein eigenes Kind betrachtet,) die Liebe ist ein ganz seltsames Ding. — Ich will es Dir durch ein Exempel deutlich machen. Du hattest Dir z. B. einmal eingebildet, Du liebtest Werner.

Jul. Es ist vorbey.

Ahlf. Nein, ich will nur sagen; — sieh, das war von Grund aus falsch. — Die Liebe ist überhaupt die Leidenschaft, die alle unsre Gedanken in Confusion, so zu sagen in eine gewisse Verwirrung bringt. Es ist die psychologischeste von allen Empfindungen, und darum weiß man im Grunde nicht, was man darüber sagen soll. — Verstehst Du mich, mein Kind?

Jul. Ich glaube wohl.

Ahlf. Das ist recht. Ich kann es nun durchaus nicht leiden, wenn die Menschen immer nach ihren Empfindungen handeln wollen, denn das taugt gar nichts. — So mußt Du Dich auch in Acht nehmen, Deinen zukünftigen Gemahl, den Baron, nicht zu sehr zu lieben; denn man hat Beispiele, daß eine solche Liebe in eine Leidenschaft,

in eine gewisse pathetische Eruption ausgeartet ist, die der Gesundheit höchst schädlich ist. Man muß in allen Dingen mäßig seyn. — Ich muß nur noch Eins das Vergnügen haben Dir zu sagen, aber Du mußt darüber nicht böse werden, liebes Kind.

Jul. Gewiß nicht, lieber Onkel.

Ahlf. Du bist immer noch zu bürgerlich, zu sehr eingezogen, Du hast nicht ein gewisses air, — ein Benehmen, — eine — um mich so auszudrücken, Entartung der Bürgerlichkeit, — kurz, enfin, — Du bist ein ganz hübsches Mädchen, aber eine Baronesse bist Du noch nicht.

Jul. Es wird mir schwer, da ich so lange —

Ahlf. Da hast Du Recht, wir haben zu entfernt von der Welt gelebt, zu eremitisch, zu philosophisch. Es ist mir selber schwer geworden, mir den feinen Ton zu engagiren, oder, wenn ich so sagen darf, mir zu eigen zu machen, indessen, — tant pis, — es giebt sich alles. Man muß nur eine Recursion nehmen zu ändern, man muß sich unterrichten lassen, es giebt noch Mittel und Wege d'y parvenir. — Verstehst Du mich?

Jul. Vollkommen.

Ahlf. Du bist ein kluges Mädchen, und es wird schon werden. — Männer, wie der Baron, giebt's heut zu Tage selten; ich goutire ihn ungemein, denn er goutirt mich, und so sind wir, glaub'

glaub' ich, in eine gewisse Parallele der Freundschaft gerathen. — Er wird doch heut kommen?

Jul. Gewiß.

Ahlf. Wenn ich Dich erst glücklich sehe, so will ich völlig zufrieden seyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baron von Dornberg (tritt ein; Verbeugungen).

Baron v. Dornberg (indem er Julien die Hand küßt).

Sehn Sie, liebste Julie, wie aufmerksam ich bin; ich bin der erste von allen, die Sie gebeten haben.

Ahlf. Ja wahrhaftig, Baron, Sie haben Recht, Sie sind wirklich der erste. — Das muß man Ihnen lassen, Ihre Zärtlichkeit überspringt sich selbst.

Dornb. Ich bin nur Egoist, mein theurer Herr Ahlfeld; ich thue alles nur zu meinem eignen Besten.

Ahlf. Gehorsamster Diener; gar zu gütig.

Dornb. Sie erzeigen mir durch Ihre Freundschaft und Zuneigung die größte Ehre, ich kann nicht dankbar genug seyn.

Ahlf. Baron, — liebster Dornberg, — sehn Sie, Sie beschämen uns beide, — das ist, wenn ich frey herausssagen soll, nicht galant von Ihnen. Sie lassen uns, Herr Baron, in einer Verlegenheit, — Empfindsamkeit, — ich weiß nicht, wie ich mich genug darüber ausdrücken kann, — daß, — daß —

Dornb. Ich bitte ergebenst.

Ahlf. Daß es uns in eine Exaltation versetzt, die nur Ihre gütige, ehrenvolle Freundschaft wieder lindern kann.

Dornb. Sie sind doch wohl, meine liebste Julie? — Ich habe mich heut mit tausend unangenehmen Geschäften herumschlagen müssen, ich bin kaum zu Athem gekommen.

Ahlf. Das sind die Beschwerlichkeiten des Standes.

Dornb. Wollte der Himmel, es wäre nicht so!

Ahlf. Alles Gute läßt sich nicht in Einem Centrum vereinigen.

Dornb. Wenn wir uns genauer betrachten, wenn wir armseligen Geschöpfe sehen, wie wir von tausend Plackereyen, von zehntausend Vorurtheilen beherrscht und gequält werden, wie kann es denn noch Menschen geben, die auf ihren Stand stolz seyn können!

Jul. Ich bedaure Sie.

Ahlf. Mit Ihrer gütigsten Erlaubniß: — ich sollte meynen, wenn ich nur so zu den Großen, so zum ersten Stande gehörte, ich würde mich gewiß nicht gedrückt fühlen.

Dornb. Das glauben Sie jetzt, da, — doch von etwas angenehmeren, — in der künftigen Woche ist Ihr Geburtstag?

Jul. Ja, lieber Baron.

Dornb. Nennen Sie mich doch bei meinem Namen: — da werden Sie doch ein kleines Fest geben, liebster Freund?

Ahlf. Ich habe schon eine Invention ausgerechnet, ein ganz kleines Schauspiel von meiner Erfindung, simpel, aber mit einer gewissen Festivität, ohne Pracht, — aber mit Sentiment, — es sind auch Verse dazu! — Aber still! ich will Ihnen jetzt noch nichts davon sagen; — Sie sollen sich wundern.

Dornb. Alles von Ihnen?

Ahlf. Das darf ich Ihnen nicht so geradezu sagen, ich will dann erst Ihr unpartheyisches Urtheil hören. Aber, es darf sich zur Noth sehen lassen.

Dornb. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch Dichter sind.

Ahlf. Ach was ist man nicht alles, wenn man seine Nichte, sein Kind recht lieb hat. — Herr Baron, ein Wort, wenn ich bitten darf.

Dornb. Sie haben zu befehlen. (Sie gehen beiseit.)

Jul. Die Menschen bleiben heut lange.

Ahlf. Julchen denkt, wir werden jetzt von Ihrem Geburtstage reden, und eben drum nehm ich mir die Freiheit Sie zu rufen: — sagen Sie mir doch, wie stehts denn?

Dornb. Ganz vortrefflich.

Ahlf. Das ist schön! — Schon lange habe ich mir immer ein Amt, einen gewissen Titel, ein Ansehen gewünscht; ich sprach auch mit einigen davon, die Menschen hatten aber gleich die Impertinence, mich zu fragen: auf welchen Theil der Wissenschaften, auf welche Kenntnisse ich mich denn vorzüglich gelegt hätte?

Dornb. Vorwand, um Sie auf irgend eine Art abzuweisen.

Ahlf. Neid, purer Neid: denn da müßte es doch weit bei uns gekommen seyn, wenn man sich auf Kenntnisse legen müßte, um die Leute zu protegiren, um zu machen, daß Kutschen vor unsrer Thür halten? — um, — en fin, — wer wird sich denn auf etwas legen, um mit einzuwirken, mit in die große Maschinerie einzugreifen. Es können ja wahrhaftig nicht Hände genug da seyn, um die gewaltige Friktion gleichsam aufzuheben.

Dornb. Sehr richtig.

Ahlf. Aber an Ihnen hab' ich nun endlich meinen Mann gefunden. — Man will doch auch nicht gern so umsonst in der Welt gelebt haben, — es ist freilich ein kleiner Stolz, wenn Sie es so nennen wollen, — eine Elegance, — eine Energie der Seele, wollt' ich sagen; — aber was thun die Wörter zur Sache; Sie verstehn mich doch.

Dornb. Vollkommen.

Ahlf. Ich habe mich nie viel mit Schreiben oder Lesen abgegeben; denn ich habe mehr zu thun, und die geringern Leute wollen doch auch leben, und sich unterhalten. — Mein Amûsement ist mehr das Denken und Sprechen.

Dornb. Sie gehn sogleich zu den Zwecken über, statt sich lange bei den Mitteln aufzuhalten.

Ahlf. Ja, ja, das ist es ganz genau, was ich sagen wollte. Mit Ihnen ist es eine wahre Freude zu sprechen; — so lange wir uns kennen, haben Sie noch nicht ein einzigmal: Wie so? gesagt.

Dornb. Wirklich?

Ahlf. Gewiß! Ich gebe sehr genau auf solche Kleinigkeiten Acht; denn daraus erkennt man am ersten die Charakteristik eines Menschen. — Nun Nichtchen, Dir ist indessen wohl die Zeit lang geworden? Ich hatte mit dem Herrn Baron nur etwas zu sprechen.

Jul. Geniren Sie sich nicht.

Ahlf. Ich bitte, Kind, wir sind jetzt zu Ende, — ganz gewiß.

Achter Auftritt.

Vorige. Referendarius Berger.

Berger. (tritt ein; Verbeugungen; er küßt Julien die Hand.)

Sie haben befohlen; — Ihr gehorsamster Diener, mein Herr Baron.

Dornb. Ah bon jour, mon cher.

Ahlf. Wollen wir uns nicht setzen?

(Walther bringt Theezeug und setzt es hin.)

Walther. (heimlich zu Ahlfeld.) Auch das Gebackene dürfte wohl seine Plaçirung hier antreffen?

Ahlf. Allerdings. Nicht weniger auch die Butterschnitte, das Butterbrod; — man ißt es zum Thee nämlich.

Walth. Ganz wohl (ab).

Berg. Es ist ein angenehmes Wetter.

Jul. Recht angenehm.

Ahlf. Und warm.

Berg.

Berg. O ja. (Walther bringt Butterbrod und Gebackenes.)

Walth. Nun ist wahrscheinlich alles zu seiner Vollendung gelangt?

Ahlf. Ja. (Walther geht mit großer Zufriedenheit ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Geheime Rath Wagemann.

Wagemann.

Diener, Diener! — (küßt Julien) Guten Tag liebes Kind; — Bon jour Herr Baron! (reicht ihm die Hand.)

Dornb. (mit einer tiefen Verbeugung.) Ihr ganz gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, Sie wiederzusehn.

Wagemann. (legt den Hut weg.) Na, wie gehts? —

Jul. Ist Ihnen eine Tasse Thee gefällig?

Wag. O ja, das schlag ich nie ab. (setzt sich auf der andern Seite neben Julien am Tisch.)

Jul. Kömmt die Frau Geheime Räthinn nicht?

Wag. Sie ist unpaß; sie hat immer ihre Streiche im Kopf, von Migraine und dergleichen. — (zu Ahlfeld.) Nun Alter, was machst Du denn?

Ahlf. Passabel, es muß gut seyn.

Wag. Ist das Butterbrod?

Jul. (Präsentirt es; er nimmt mehrere Stücke, und legt sie vor sich hin.)

Berger. Gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath!

Wag. (essend.) Ah! — Diener! Diener! — Munter?

Berg. (setzt sich neben ihn.) Aufzuwarten. — Haben der Herr Geheime Rath schon die Akten, in denen ich arbeiten mußte, erhalten?

Wag. Akten? — Ah! das ist in dem Ehescheidungsprozeß, — ja, — habe sie erhalten. — Das ist eine närrische Geschichte. — Hören sie doch 'mal, wie ist denn der Umstand. — (Er redet leise mit Berger.)

Ahlf. Herr Baron, wie finden Sie heut Juliens Aufsatz?

Dornb. Excellent! Ganz charmant! Man kann nichts reizenderes sehn!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rothmann.

Rothmann (tritt sehr verlegen herein, grüßt, läßt den Hut fallen, kneift die Augenbraunen).

Ergebenster, — Sie haben —

Ahlf. Ah! sieh da, Herr Rothmann! — Nur näher, Herr Gelehrter, nur näher!

Rothm. Ich bitte (er stellt sich hinter einen Stuhl).

Jul. Ist's nicht gefällig, sich zu setzen?

Rothm. Ich bitte recht sehr —

Wag. (lacht) Ha, ha, ha! — Ja da haben Sie recht, das ist sehr kurios! — Aber was sagt denn der Gegenpart? Na, lassen Sie 'mal hören (spricht wieder leise mit Berger).

Ahlf. Legen Sie doch ab. (Er will Rothmann den Hut abnehmen; beide laufen nach der andern Seite des Theaters.) — Haben Sie die Verse?

Rothm. Ihnen gehorsamst aufzuwarten, — hier sind sie (giebt sie ihm).

Ahlf. Sie müssen's mir einigemal vorreciti-ren oder deklamiren, daß sie mir bekannt werden.

Rothm. Sie haben nur zu befehlen.

Ahlf. Nun, es findet sich wohl eine Zeit. — Es soll schon werden.

Jul. Trinken Sie Thee?

Rotm. Ich danke gehorsamst. —

Ahlf. Machen Sie keine Umstände.

Rothm. Nun, wenn ich also bitten darf — (Julie präsentirt ihm).

Dornb. Ein schönes Getränk, — und an Ihrer Seite, meine Julie —

Jul. Soll das ein Kompliment werden?

Dornb. Halten Sie meine Gefühle für Komplimente?

Ahlf. Es reimt sich doch alles? Ich kann die andern Verse gar nicht leiden.

Rothm. Ich habe es so eingerichtet, daß es sich immer dreifach reimt.

Ahlf. Charmant.

Jul. Herr Werner ist heut sehr unartig.

Rothm. Er geht noch unter den Linden spazieren, mit einem guten Freunde, der heut angekommen ist. — Beide werden bald die Ehre haben —

Jul. So?

Rothm. Der Fremde wollte nur noch das Thor von allen Seiten recht in Augenschein nehmen.

Ahlf. Wer ist denn dieser Fremde?

Rothm. Er kömmt aus Südpreußen.

Dornb. O weh! aus Südpreußen?

Rothm. Er heißt Ehlert, — Justitzkommissarius; — ein wunderlicher Mensch, alle haben ihn unter den Linden angesehn.

Wag. (immer während des Essens und Trinkens; — hat eben zu sprechen aufgehört.) Er mag wohl hier fremde seyn.

Rothm. Ganz recht, das ist grade sein Unglück; — und sein Gang, — er hat einen langen Stock, mit tricolor-seidenem Band, —

Ahlf. Er geht mit Herr Werner?

Rothm. Ja.

Dornb. Nun, dann gehn zwei wunderliche Menschen miteinander.

Ahlf. Da haben Sie wohl Recht — Werner ist ein rechter ausgemachter Narr.

Dornb. Ein Mensch ohne Delikatesse; einer der den Enthusiasten spielt, und am Ende kein wahres Gefühl hat.

Ahlf. Für Kunst gewiß nicht; denn da fehlt ihm das eigentliche Ensemble, das Genie, — das Wesen, was den Künstler und den Kunstfreund ausmacht; denken Sie, er hat die letzte Ausstellung gar nicht gesehn.

Rothm. Ey, das gesteh' ich! und es waren doch so herrliche Stücke da.

Dornb. Mit seinem ungenirten Wesen will er eine eigentliche angebohrne Grobheit maskiren.

Ahlf. Er gehört zu keiner Ressource, und moquirt sich sogar darüber.

Dornb. Man sagt, er habe Verstand, aber es ist nur Rechthaberei.

Ahlf. Ganz recht, er disputirt mit jedermann, und will immer das letzte Wort behalten.

Dornb. Nichts sagt er lieber, als Wahrheit, wie er sich ausdrückt.

Ahlf. Ganz recht, ein ungeziemlicher Wahrsager, — weiter nichts.

Rothm. O, Sie erinnern mich daran, — denken Sie, letzt erzählte er mir, — er habe sich neulich von einem alten Weibe wahrsagen lassen. Es ist ein wunderlicher Mensch.

Ahlf. Wirklich.

Dornb. Eine solche Absurdität sieht ihm ähnlich. — Sie schweigen, meine Julie?

Jul. Ich müßte seinen Advokaten machen; denn Sie haben sich ja alle in Anklagen erschöpft, — und das will ich nicht.

Dornb. Sie liebenswürdige, sanfte Seele.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Werner. Ehlert. (Verbeugungen.)

Werner (zu Ahlfeld).

Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Justizkommissarius Ehlert vorzustellen.

Ahlf. Gehorsamer, — es freut mich unendlich, daß ich die Ehre —

Ehl. Ergebenster, — freue mich, daß ich die Ehre —

Ahlf. Belieben Sie abzulegen, — setzen Sie sich —

Wern. Ihr Diener, mein Herr Baron; — Herr Geheime Rath, guten Abend. —

Jul. Sie kommen sehr spät; fast hätten Sie keinen Thee mehr angetroffen; —

Werner. Es thut mir leid, allein mein Freund —

Jul. Ist Ihnen gefällig?

Ehl. Ich danke recht sehr, — bin sehr verbunden —

Jul. Trinken Sie keinen Thee?

Ehl. Wenn — o ja! — (greift nach der Tasse, und trinkt sie sehr schnell aus.)

Dornb. Haben Sie sich gänzlich von dem neulichen Sturz mit dem Pferde erhohlt?

Wern. O ja.

Ehl. Bist du gestürzt?

Dornb. Und sehr gefährlich.

Ehl. Nun siehst Du, das kömmt von Deinem wilden reiten.

Wern. Mademoiselle, ich freue mich, daß Sie so heiter aussehen. Weder Frühling noch Herbst —

Jul. (mit einer Tasse) Belieben Sie?

Wern. Ich danke; — mir wandelt immer eine Furcht an, wenn ich eine Tasse mit Thee gewahr werde.

Ehl. Ich trinke eigentlich auch sonst nicht —

Wern. Dies blasse, nüchterne Getränk, in eben so leichenblassen Tassen! der wunderbare aromatische Duft, — das Theegespräch dabey, — die siedende Maschine, — o man könnte mir mit Thee jede Gesellschaft verleiden.

Jul. Jede?

Wern. Nur Ihre nicht, das versteht sich von selbst, denn sonst würde ich es hier nicht sagen.

Jul. Sie sind sehr galant.

Wern. Was soll man anders seyn? die ganze Welt zwingt sich ja, galant und elegant zu seyn; sollte ich allein zurückbleiben?

Jul. (zum Baron) Waren Sie lange nicht im Theater?

Dornb. Nein.

Wern. Besuchen Sie das Schauspiel noch fleißig?

Jul. Den Wildfang möcht' ich sehn; man sagt mir, er soll recht possenhaft seyn.

Ahlf. Herr Rothmann schreibt auch für's Theater.

Rothm. O ich bitte, — kleine Versuche, —

Ehl. Man sagte mir unterweges, es würden neue Stücke einstudirt, die viel Kosten machen würden.

Jul. (läßt ihre Arbeit fallen; der Baron und der Geheime Rath bücken sich, und stoßen mit den Köpfen aneinander.)

Dornb. Je vous demande pardon.

Wag. Sie haben einen harten Kopf.

Dornb. Verzeihen Sie —

Wag. Thut nichts! — Ei der tausend, — das kömmt von der Höflichkeit!

Ehl. Ja wohl.

Dornb. Sie scheinen sie nicht zu lieben.

Ehl. O doch, — aber ich meinte nur —

Dornb. Daß es bequemer sey.

Ehl. Ja, wenn man's so nimmt.

Ahlf. Reisen sie blos durch Berlin?

Ehl. Ich will meine Braut, — (hustet,) meine Braut, — aus Sachsen abholen.

Dornb. Sie verheirathen sich?

Ehl. Aufzuwarten.

Dornb. Obligirt.

Wag. Aber Alter, — nach dem Essen und Trinken schmeckt eine Pfeife, — willst Du mir den Gefallen thun —

Ahlf. Gleich, gleich (klingelt).

(Walther kömmt.)

Ahlf. Pfeifen und Taback.

Walth. Ganz wohl (ab).

Wag. Sie nehmen's mir doch nicht übel, liebes Kind? —

Jul. Ganz und gar nicht.

(Walther bringt Pfeifen, Taback und Licht. ab.)

Wag. (nimmt eine Pfeife und stopft.)

Jul. (zu Ehlert) Rauchen Sie nicht auch?

Ehl. Nein, — ich danke.

Jul. Geniren Sie sich nicht, Sie rauchen gewiß, — ich bitte recht sehr.

Ehl. Nun, wenn Sie denn so befehlen. (Er stopft eine Pfeife.)

Dornb. Das Rauchen muß Ihnen schön stehn.

Ehl. Ich thue es manchmal guten Freunden zu Gefallen, — und wenn ich sonst nichts zu sprechen weiß.

Wag. Recht so, Herr Justitzkommissarius, da haben Sie mein Gemüth. — Hör' doch 'mal, Alter (nimmt Ahlf. bei Seit).

Jul. Wie finden Sie Berlin?

Ehl. Recht hübsch; gut ausgebaut.

Dornb. Ihre Braut ist ohne Zweifel sehr liebenswürdig?

Ehl. So ziemlich, — so ziemlich — mit Ihrer Erlaubniß.

Dornb. Nun, wenn Sie sie nur liebenswürdig finden, so ist das schon genug.

Ahlf. Ja wohl, da haben Sie Recht, Herr Baron, der Bräutigam ist dabei die Hauptperson, das perpetuum — wie ich sagen wollte, primum mobile.

Rothm. (zu Dornberg) Darf ich Ihnen morgen den Versuch meiner Uebersetzung überreichen?

Dornb. Sehr gern. — (zu Julien) Er hat mir für Sie ein paar Sonnette übersetzt, die unvergleichlich sind.

Ahlf. A propos, Herr — Werner, — was ich sagen wollte, ist's denn wahr, was ich neulich von Ihnen gehört habe, daß sie sich manchmal wahrsagen ließen?

Ehl. (legt die Pfeife hin.) Wie?

Wern. O ja, warum nicht?

Ahlf. Sind Sie so abergläubisch?

Wern. (mit einem Blick auf Julien,) Ich bin es immer gewesen.

Ehl. (steht auf, zieht die Brieftasche hervor, und überreicht Ahlfeld seine Briefe.) Ah! verzeihen Sie, das hätte ich beinahe ganz vergessen.

Ahlf. (verbeugt sich, und empfängt die Briefe.) Ah! von meinem lieben Freunde? — ist er wohl und gesund?

Ehl. Vollkommen.

Ahlf. Das freut mich ungemein. — Sie sagen also selbst, Herr Werner, daß Sie so abergläubisch sind?

Wern. Warum sollt ich meine Schwäche nicht bekennen? Ja! Jeder Mensch ist auf seine eigne Art ein Thor, — ich habe bei alten Weibern einigemal mehr Wahrheit gefunden, als bey —

Ahlf. Als bei wem?

Wern. — jungen.

Ahlf. Ah, sie wollen sich auf eine witzige Art aus dem Handel ziehen; aber Sie sollen uns nicht entkommen.

Wern. Ich schwöre Ihnen zu, — nennen Sie es Schwäche, oder wie Sie wollen, — ich habe mich ein paarmal, aus Neugier, langer Weile, Sucht zum Seltsamen, verleiten lassen, ein solches Weib zu besuchen, und jedesmal, wenn ich vor ihr stand, mußte ich, wider meinen Willen, alles glauben, was sie mir vorsagte.

Dornb. Sehr schwach.

Wern.

Wern. Oder auch stark, wie man's nimmt. Sie sind zu vernünftig, um sich auf eine Viertelstunde so täuschen zu lassen.

Walther (legt eine große Brieftasche auf den Tisch). Die Zeitungen! — (ab)

Ahlf. Ah! die Zeitungen, politische und gelehrte! — Hier. — (Er öffnet die Brieftasche.)

Wag. Ist der Hamburger Correspondent dabey?

Ahlf. O ja! wie würde ich den fehlen lassen! — (Jeder nimmt ein Blatt und liest; der Baron und Julie sprechen heimlich mit einander.)

Wern. Ehlert!

Ehl. Was willst Du?

Wern. Sieh einmal die Narren, wie jeder nun mit einem Blatte vor der Nase sitzt.

Ehl. Je laß sie doch, sie wollen ja die Zeitungen lesen.

Wern. Laß Dich doch nicht so zum Besten haben.

Ehl. Sie thun mir ja nichts.

Wern. O Du Gutmüthigkeit! — Mir sind sie alle verhaßt! — Sieh nur Ahlfelds Mienen, der sich gewiß darüber wundert, daß er nicht unter den Beförderten genannt ist. — Ich möchte lachen, und mich ärgern. — Und Julie, — ja nun mag sie's haben, ich gönne ihr ihr Glück; — ich wollte

sie sprechen und ihr sagen, — ach! es ist alles einerley! — Komm, willst Du mit in den Garten gehn? Ich muß mich von diesen Gesichtern erholen.

Ehl. Es schickt sich doch wohl nicht, ich bin hier so fremd.

Wern. Nun so geh' ich eine Weile spaziren; ich seh' Dich bald wieder. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Vorige: ohne Werner.

Ahlf. Giebts was Neues?

Wag. Eben nicht.

Rothm. Salzmann kündigt hier an, daß er für 1 rthl. 8 gl. einen Himmel auf Erden liefern will.

Wag. Nun, das ist billig.

Ahlf. Aber, daß ich's recht begreife, — mit Erlaubniß, — ist das nur so zum Spaß?

Rothm. Nein, es ist sein völliger Ernst.

Wag. Nun sage mir einer, daß die Welt nicht närrisch sey! —

Berger. Das Politische scheint nicht von Bedeutung.

Ahlf. Sehr von Bedeutung, in Rußland gehn ja die Couriere stark; — es sind wunderbare neue Combinationen in dem bekannten Gleichgewichte von Europa.

Dornb. Wie das?

Ahlf. Ja, es verändert sich alles so gewaltsam, — es ist gleichsam Evolution und Revolution schon im Zuschnitt da, — es geht wie ein elastisches Feuer von einem Gliede ins andre, — es wird eine gewaltige Reverberation setzen.

Rothm. Meynen Sie? — Die Menschheit wird im Ernste jetzt wiedergeboren, — es —

Ahlf. Erlauben Sie, — wie ich sagte, Schlag auf Schlag, und das giebt am Ende Reverberationen, daß es kaum zu begreifen ist.

Rothm. Und der Adel der Menschheit wird wiederhergestellt, die Moralität kömmt wieder oben auf.

Ahlf. Ganz recht, denn die seltsamen Conclusionen, die jetzt zu Stande kommen, werden der ganzen Sache den Ausschlag geben. — Sie sind, wie gesagt, ein guter, ein geschickter Mann, Herr Rothmann, aber von der Politik scheinen Sie, mit Ihrer Erlaubniß, nicht viel zu verstehn. Es ist aber auch ein Studium, das mehr als ein Sensorium commune erfordert, — es ist gleichsam der Radius aller Wissenschaften, der Inbegriff des Ganzen, wie gesagt. —

Jul.

Jul. Haben Sie sich schon wahrsagen lassen?

Dornb. Wie kommen Sie darauf? — Nein.

Jul. Es muß doch eine seltsame Empfindung seyn.

Dornb. O ja, die Idee ist abentheuerlich genug.

Jul. Und wenn es eine größere Gesellschaft ist, muß es auch zugleich lustig seyn.

Rothm. Gewiß, — und es ist zugleich eine poetische Illusion. Ein dunkles Zimmer, — ein altes Weib, die mit der größten Zuversicht ihre Prophezeyungen hersagt. —

Berger. Es wäre eine Erfahrung mehr, die man machte.

Jul. Wir sollten Herrn Werner bitten, uns die Wohnung der Frau zu sagen, — und so alle zusammen hingehn. Es ist etwas zu lachen auf Monathe.

Dornb. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von Herzen gern.

Rothm. Schon in der bloßen Aktion des Kartenlegens liegt so etwas Abentheuerliches. —

Ahlf. Kinder, Kinder, — ich weiß durch einen Zufall die Wohnung des Weibes, — aber bedenkt, ich bitte euch, — o pfuy! ihr alle wolltet so abergläubisch seyn?

Jul. Kein Aberglaube, lieber Onkel, es ist nur des Spaßes wegen. —

Ahlf.

Ahlf. Wir müssen dem Himmel dafür danken, daß die Aufklärung, ein vernünftiges Eclaircissement, endlich mit vieler Mühe zu Stande gebracht ist, und nicht nun muthwillig wieder einreißen, was so langweilig aufgebaut ist.

Rothm. Aber das Poetische darin —

Ahlf. Mit Erlaubniß, wo steckt denn das Poetische? — Phantastisch ist es, — barock und grotesk! — Ja, zu Hamlets und Makbeths Zeiten, das weiß ich selber gut genug, da wurden solche Hexen und Wahrsager aufs Theater gebracht, — das war das Zeitalter des dunkeln Mittelalters. Damals waren diese Phantome gleichsam noch amüsant, weil man noch daran glaubte; und wie ich sage, sie existirten blos deswegen, weil man daran glaubte. Das war also zu Hamlets Zeiten.

Rothm. Zu Shakspeare's —

Ahlf. Nun ja freilich, das behaupte ich eben. Aber jetzt ist die Menschheit zu vernünftig; denn die Fackeln und die Lichter, alle die Gelehrten, das Wesen, die Recensionen, — da ist ja alles, was man sonst vom Aberglauben dachte und schrieb, über den Haufen gefallen.

Dornb. Aber zur Ergötzung, —

Ahlf. Nein, nein! ich kanns nicht zugeben. Ihr seyd ja alle wie Werner geworden, über den wir eben erst gespottet haben.

Jul. Wo wohnt die Frau?

Ahlf. Nichts, nichts! ich erlaube es nicht, es kann nicht seyn. — Man sollte das ganze Weib nur in die Denkwürdigkeiten der Churmark setzen, so wie einmal der Monddoktor in der Berlinischen Monathsschrift widerlegt wurde. Er war doch gestürzt, und wir haben seit der Zeit, Gottlob, einen Aberglauben weniger.

Berger. Sie nehmen die Sache vielleicht zu ernsthaft.

Ahlf. Ey, man kann da nicht zu ernsthaft seyn. Ich bin hier der älteste und der vernünftigste, — ich kann's nicht zugeben. -- Aber noch eins, ich muß vor dem Abendessen noch ausgehn, denn zum Essen komme ich gewiß zurück. — (zu Ehlert) Sie bleiben doch bei uns?

Ehl. Wenn Sie erlauben.

Ahlf. Ich gehe, denn es ist ein unumgängliches, gleichsam ein wichtiges Geschäft. — Adieu indessen! (ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige: ohne Ahlfeld.

Julie.

Wollen wir nun, wenn es Ihnen gefällig ist, in den Saal gehn? — Mich wundert, daß der Onkel noch so spät ausgeht.

Dornb. Es ist sonst seine Gewohnheit nicht.

Wag. Es muß ihm etwas eingefallen seyn.

Jul. Er kömmt erst zum Essen wieder, — wenn wir nur wüßten, wo die Frau wohnte, so könnten wir ja doch —

Rothm. Ja wirklich, und noch vor dem Essen zurück seyn.

Berger. Es wäre eine sehr angenehme Abwechselung; — der Mond scheint so schön.

Rothm. So äußerst romantisch.

Dornb. Herr Rothmann, Sie könnten uns wohl den Gefallen thun, und von Herrn Werner zu erforschen suchen, ohne daß er merkt, zu welchem Endzweck, in welcher Gegend diese Frau wohnt.

Rothm. Mit Vergnügen; er soll nichts merken.

Ehl. Da kömmt er wieder.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Werner.

Werner.

Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst.

Jul. Sie bleiben nicht bei uns?

Wern. Sie verzeihen, — Geschäfte; — darf ich morgen die Ehre haben —?

Jul. Sie werden uns willkommen seyn.

Wern. (zu Ehlert) Ich sehe Dich doch bei mir? — Gehorsamer Diener.

Jul. Ihre Dienerinn. — (Sie geht mit der Gesellschaft in ein anderes Zimmer.)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Rothmann (der zurückgeblieben ist).

Rothm.

Und wann kann ich Euch sehn?

Wern. Sobald Sie wollen, ich bin immer zu sprechen.

Rothm. Warum bleibt Ihr aber nicht?

Wern. Aufrichtig, weil mir die Zeit zu lang wird.

Rothm. So! — Ihr geht wohl noch spazieren?

Wern. Vielleicht.

Rothm. Fast möcht' ich Euch begleiten.

Wern. Sie müssen ja bei der Gesellschaft bleiben. —

Rothm. Apropos! ich habe mir einen Spaß ausgedacht, — wenn ich doch jemand wüßte, der Karten legte! — Wißt Ihr niemand, Freundchen?

Wern. O ja.

Rothm. Ihr thut mir einen großen Gefallen, — sagt mir die Wohnung der Frau; — Ihr habt mir schon sonst einmal davon erzählt.

Wern. Hat denn das so große Eil?

Rothm. O nein, aber ich möcht's gerne wissen.

Wern. Ich hab' es selbst vergessen.

Rothm. Je Närrchen, — Ihr thut mir einen großen Gefallen; — ich will Euch morgen sagen, warum.

Wern. Warum denn nicht heut?

Rothm. Heut, — o Ihr eigensinniger Mensch, — heut ist's ja schon so spät, und ich muß zur Gesellschaft zurück.

Wern. Nun so gehn Sie.

Rothm. Aber ich bitte.

Wern. (lachend) Sie sind ein wunderlicher Mensch! — Ich errathe schon das Ganze. —

Nun also, in der Kirchgasse, der Sophienkirche gegenüber. — Adieu. (ab)

Rothm. Adieu! ich danke recht sehr.

Sechzehnter Auftritt.

Rothmann. Die vorige Gesellschaft (kommt wieder herein).

Jul. Sie wissen's?

Rothm. O ja, der Sophienkirche gegenüber: — Sophia heißt im Griechischen die Weisheit, folglich gehn wir gewiß nicht fehl.

Wag. Sophie heißt? die Weisheit.

Rothm: Ja.

Wag. Je so heißt ja meine kleine Tochter.

Jul. Nun so kommen Sie, — schnell, schnell! — jeder hängt sich einen Mantel um, um nicht erkannt zu werden, — es ist schon finster, — o schnell! — Sie gehn doch mit, Geheimerath?

Wag. Je warum nicht?

Dornb. Wir müssen eilen, ehe Ihr Onkel zurückkömmt.

Jul. Nun wollen wir unser gutes Glück versuchen. (Alle ab.)

Siebzehnter Auftritt.

(Ein kleines dunkles Zimmer.)

(Ein Unbekannter sitzt im Winkel. Ein Bäckerknecht, der halb betrunken ist, geht auf und nieder.)

Bäckerknecht.

Nein! wenn's wieder so lange währen soll, so mag der Henker die ganze Welt holen, — ich will mich dann nicht so viel drum scheeren. — Krieg und immer Krieg, — und nichts als Krieg; — das ist zum Tollwerden!

Die alte Wahrsagerin (tritt herein; sie hat eine harte sächsische Aussprache.) Nehmen Sie's nicht vor unlieb, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen; es seynd im Hauswesen immer allerhand Geschäfte abzumachen; meine Tochter hat's Unglück getroffen, daß sie nach Kalandshoff gebracht ist, und auf die unschuldigste Weise von der Welt.

Bäckerkn. Nun sieht sie, Frau, ich habe nicht lange Zeit, — mach sie schnell, wo sind die Karten? — Ich muß ihr sagen, ich bin meines Standes ein Bäckergesell, — ich wollte nur fragen, ob wir wieder marschiren müssen, und ob sie mich wieder mitnehmen thäten?

Wahrs. (mischt die Karten, setzt sich die Brille auf und läßt ihn abheben; dann legt sie.)

(Der Unbekannte erhebt sich, es ist Ahlfeld.)

Ahlf. Ey mein Freund, da könnt ihr sicher seyn, denn ich muß Euch sagen, Preußen führt vor's erste keinen Krieg mehr; die Conjugation und die Consternationen von ganz Europa widersprechen dem geradezu. Ich will Euch beweisen —

Bäckerkn. (sieht ihn von der Seite an.) Sagt Er wahr, oder die Frau?

Ahlf. Nein —

Bäckerkn. Nun so bekümmere Er sich um sein Handwerk, und laß er jedem das seinige.

Ahlf. (setzt sich wieder.)

Wahrs. (nachdem sie die Karten ausgelegt hat) Ja, sehn Sie, — da seh' ich hier die Treffeldame, das bedeutet, daß Sie eine Frau Liebste, einen Schatz haben; denn sehen Sie hier, der Treffelbauer liegt dicht darunter.

Bäckerkn. Richtig, — sie kann hexen, glaub' ich.

Wahrs. Sie seyn Ihres Standes nach ein Bäcker, und wollen diese Perschon bei Gelegenheit heirathen.

Bäckerkn. Ja, — soll ich?

Wahrs. Sie ist Ihnen gut, sie ist hübsch, und hat ein redliches Gemüth.

Bäckerkn. Wo steht denn das redliche Gemüth?

Wahrs. Hier. — Sie warten nur noch auf eine Zeit, um was Großes anzufangen.

Bäckerkn. Ganz Recht, ich möchte gern Meister werden, — und es fehlt noch am besten.

Wahrs. Wenn Sie's werden, und Sie halten sich gute Waare, so werden Sie immer ein gutes Brod haben.

Bäckerkn. Nun, das ist mir lieb. — Adieu! (ab)

Ahlf. Nun hört einmal, ich muß Euch sagen, ich glaube an all dergleichen Narrenstreiche nicht, ich bin nämlich aus einer Art von Spaß hieher gekommen, — so zu sagen, passe temps, Zeitvertreib, — aber man hat mir gesagt, — nun seht, ich will Euch einen Gulden geben, wenn Ihr Euch recht Mühe gebt, wenn Ihr's besser macht als bei dem Einfaltspinsel da. — Hier.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Die Gesellschaft; (sie setzen sich in den Hintergrund.)

Ahlf. Wer sind denn die Leute da?

Wahrs. Herrschaften, Ihr Gnaden; — o! ich habe vielen Zuspruch, Ihr Gnaden, von Herrschaften, — hoch und niedrig, — und niemand wird bei mir übertheuert.

Ahlf. Nun, fangt nur an, —

Jul. Mein Gott, ist das nicht mein Oheim?

Wahrs. Belieben Sie abzuheben, gnäd'ger Herr, aber mit der linken Hand, denn die kommt vom Herzen.

Ahlf. (thut's) Nun, ich bin doch begierig. —

Wahrs. (legt die Karten) Ihr Gnaden, das fängt alles sehr glücklich an: — Herzendaus, — Pikachte, —

Ahlf. Nun?

Wahrs. Wie ich aus allem ersehe, gnädiger Herr, so suchen Sie ein Amt, einen Rang, —

Ahlf. Wirklich.

Wahrs. Hier liegt der Pikbube, das ist ein Mann, auf den Sie sich verlassen.

Ahlf. Richtig.

Wahrs.

Wahrs. Coeur liegt dabei, — er ist verliebt, und, — o weh! da kommen viele Treff.

Ahlf. Was bedeuten die?

Wahrs. Geld oder Unglück, — hier Unglück; — Sie verlassen sich mit Unrecht auf ihn.

Ahlf. Wie?

Wahrs. Er kann Ihnen nichts helfen; Sie werden sehen, Sie werden nächstens, vielleicht heut noch einen Brief bekommen, der Ihnen vieles klar machen wird.

Ahlf. Ey das gesteh' ich! — Aber sagt mir einmal, macht mir nur deutlich, wie Ihr das alles so gleichsam im voraus wissen könnt? — Ich bin erstaunt, ich habe das immer für Narrenspossen gehalten, Charlatanerien, — aber wahrhaftig, fast möcht' ich, — ist das alles Zufall? sagt mir einmal die Wahrheit.

Wahrs. Zufall, gnädiger Herr? Glauben Sie, daß es in der ganzen Welt einen Zufall giebt, oder geben kann?

Ahlf. Sie hat Recht; solche alte Leute haben oft mehr Verstand als man glaubt. — Ihr habt wohl viel Erfahrung?

Wahrs. Die Menge!

Ahlf. Aber mit den Karten, — ich bitte Euch, — ich kann's nicht begreifen.

Wahrs. Es muß auch unbegreiflich bleiben, denn sonst würde es jedermann machen können.

Dornb. (der auf Ahlfeld zugeht,) Ey, ey! liebster Freund, treffen wir uns hier an?

Ahlf. Was? Wie?

Jul. Liebster Onkel, das hätt' ich nicht geglaubt, da sie uns erst so beschämten. —

Ahlf. Kinder, — was ist denn das? — wahrhaftig die ganze Gesellschaft! — Je, mein Gott! je, — was soll ich denn sagen? — Ihr glaubt am Ende im Ernst, ich glaube an so etwas, ich komme hieher, um mir prophezeien, die Zukunft aufschließen zu lassen: — nicht im geringsten! — Seht ich wollte einen Spaß machen, und Euch heut Abend mit der Erzählung überraschen, — ich werde am Ende den ganzen Vorfall bekannt machen lassen, denn er ist doch gar zu lustig. — Nun, wollt' Ihr nicht auch herantreten?

Rothm. Ich will die Alte recht anführen, — geben Sie Acht, wie sie sich mit mir prostituiren wird. —

Jul. Oheim! Das kann ich Ihnen so bald noch nicht vergessen.

Ahlf. Possen, Kind! — (nimmt den Baron beiseit,) Aber lieber Baron, haben Sie wohl gehört, was die Frau da sagte? ich verließe mich — —

Dornb. Sind Sie denn wirklich so abergläubisch?

Ahlf. Es ist auch wahr, ich dachte gar nicht daran. — Es ist ja der pure Aberglaube, weiter nichts.

Rothm. Nun liebe Frau, ich möchte gern mein Schicksal wissen, —

Wahrs. Nun, mein Herr! dazu liegen ja die Karten hier. Sein Schicksal kann man immer erfahren, wenn man nur recht ernstlich will. — (Sie legt die Karten.)

Rothm. Ich bin ein armer, unglücklicher Mensch, ein Papiermacher, und nun fehlt es meiner Mühle ganz an Lumpen. Sage Sie mir, wie soll das werden?

Wahrs. Papiermacher? Sehen Sie hier, — ey! ey! Papiermacher! nimmermehr, — Papierverderber wollen Sie sagen.

Rothm. Wie? (die übrigen lachen.)

Wahrs. Papierverderber mein' ich nur so; denn Sie schreiben viel, und das Papier ist doch nachher zu nichts mehr zu brauchen. — Sie haben da einen guten Freund, mit dem Sie viel umgehn, einen wunderlichen Menschen, — Sie haben ihn zum Besten; aber er braucht Sie eigentlich zu seinem Zeitvertreibe.

Rothmann. Schon gut! — Sie ist des Teufels!

Ahlf. Werden Sie auch abergläubisch, Herr Rothmann? — Ja, ja; der Mensch ist manch-

mal schwach, das geht nicht anders. — Wunderbar, ist es immer, daß sie so die Wahrheit trifft.

Rothm. Die Wahrheit?

Ahlf. Nun, ich meine eigentlich nicht so recht die Wahrheit, sondern nur, daß, — en fin, Sie verstehn mich wohl.

Jul. Nun bin ich zu ungeduldig (sie tritt mit Dornberg an den Tisch). — Sage sie uns beiden zugleich unser Schicksal.

Wahrs. Ist eigentlich gegen die Regel, — aber so eine schöne Mamsell —

Jul. Sehn Sie, sie kann auch Komplimente machen.

Rothm. Aber wie tief ist in unsern Zeiten das delphische Orakel gesunken!

Ahlf. Ja wohl, zu Delphi, oder Delos, wie das Zeug heißt, da wär's noch eine Lust, sich wahrsagen zu lassen! Da wurden einem die Karten anders gelegt!

Wahrs. Wenn ich so die Wahrheit sagen soll, — sehn Sie hier, — so haben Sie zwei Liebhaber, wovon es der eine ehrlich meint, der andre nicht.

Dornb. Sehn Sie, Julie?

Wahrs. Der eine liebt nur Ihr Vermögen, der andre aber Ihre Perschon.

Jul. Wirklich?

Wahrs. Ey, ey! den redlichen haben Sie abgeschafft, —

Jul. Wie?

Wahrs. Und doch sind Sie ihm noch immer gut, — im Herzen, verstehn Sie mich, innerlich.

Dornb. Was hör' ich?

Jul. Werden Sie auch abergläubisch?

Dornb. Nicht doch, ich scherze nur.

Wahrs. Der alte Liebhaber ist Ihnen auch immer noch gut, denn verstehen Sie mich, die Liebe ist nicht so schnell zu vertreiben, — er will sich's aber selber nicht gestehn, und darum ist er jetzt etwas wunderlich.

Dornb. Wer ist denn der?

Jul. Je, wer sollt' es seyn? Niemand. —

Wahrs. Sie, gnädiger Herr, werden bald eine wichtige Nachricht bekommen.

Dornb. So?

Wahrs. Sie werden sich darüber wundern, denn, — verstehen Sie mich, es wird Sie verdrüßen, Sie werden sich ärgern.

Dornb. Wirklich?

Wahrs. Sie sind jetzt im Begriff, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, Sie thun eine schöne Partie, — denn, Sie verstehen mich, Geld ist da, an der Liebe liegt Ihnen nicht viel.

Jul. Wie, Baron?

Dornb. Können Sie so abergläubisch seyn, auf dies Zeug zu hören?

Jul. Verzeihen Sie, — man wird hier ganz betäubt.

Wahrs. Ey, ey! — was seh' ich? — Lieben Kinder, verstehen Sie mich wohl; — hier fallen die Karten zu wunderlich, — Sie sind nicht das, wofür Sie sich ausgeben.

Ahlf. } Was?
Jul. }

Wahrs. Ja, ja! Sie sind kein Baron, Sie haben kein Vermögen, Sie lieben Ihre Braut nicht.

Dornb. Unverschämtes Thier!

Wahrs. Nun Herr Baron, soll ich's Ihnen alles beweisen?

Alle. Was ist das? — Wie?

Werner (wirft die Verkleidung ab). Ich bin's meine Herren, ich; — erstaunen Sie nicht. — (Er zündet einige Lichter an.) Hier Herr Ahlfeld (er überreicht ihm Briefe), dieser Herr ist nichts als ein falscher Spieler, der Sie hinterging, um sich ein ansehnliches Vermögen zu erheirathen. Ein guter Freund gibt mir hier den Auftrag, ihn aufzusuchen, und schickt mir zugleich einige Dokumente mit, die es unumstößlich beweisen. Seine Frau will sich von ihm scheiden lassen.

Ahlf. Ey! Sie! — ey! was? — mir ein Amt verschaffen? Mich in die Höhe bringen? — Mich —

Dornberg. Ich empfehle mich; — wart' Schändlicher, ich treffe Dich wohl! (schnell ab.)

Wag. Aber um's Himmelswillen!

Wern. Nun Julie, was sagen Sie? — So viel Wahrheiten hatten Sie hier wohl schwerlich vermuthet?

Jul. Ach Werner! wie bin ich gestraft, wie gedemüthigt!

Ehl. Aber sage mir nur, Werner, — ich bin wie betrunken; — Du bist doch ein toller Kerl.

Rothm. Ein charmantes, witziges Kerlchen.

Wern. Vergeben Sie mir, Julie?

Jul. Können Sie mir vergeben?

Wern. Darf ich hoffen? — Sie schweigen? — Herr Ahlfeld, Sie haben einen Mann für Ihre Nichte gewünscht, — der Baron ist verschwunden; wollen Sie nun einen Bürgerlichen nicht verschmähn?

Ahlf. Nein, wahrlich nicht; Sie haben uns heut auf eine Art die Wahrheit gesagt, daß ich noch immer in einer gewissen Ekstase dastehe. —

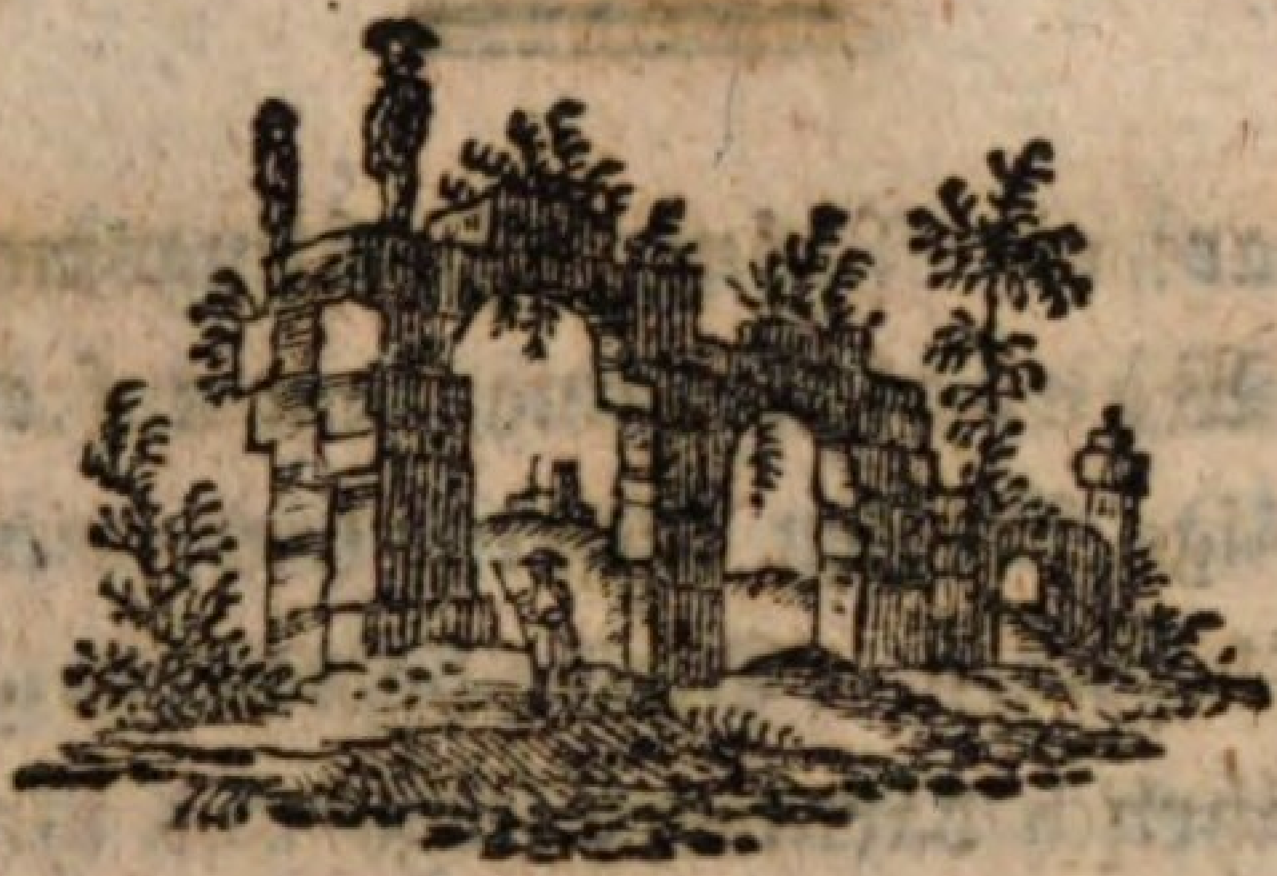
Wern. Julie!

Jul. Ich bin die Ihrige. — Ich hatte Sie nicht vergessen, — aber mein Oheim, — meine Thorheit. —

Wern. Lassen Sie uns das vergessen. — Ich wollte Ihnen schon heut Abend alles entdek=ken; aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen, — ich konnte Sie unmöglich so hintergehn lassen.

Ehl. Hatt' ich nicht Recht? — Du warst noch immer verliebt, so sehr Du's auch läugnen wolltest.

Wag. Nun, das sind doch noch vernünftige Wahrsagungen, die alle so eintreffen. Werner ist nun unter den neuen Propheten der einzige, dem ich glauben will. —



XXXV.

Der Verfasser bittet sich nunmehr vom Leser die Erlaubniß aus, diesen Theil mit einem kleinen Traume, mit einem Spiele der Phantasie beschließen zu dürfen. Man kann nicht stets das Glaubwürdige glauben, und in manchen Stunden sucht man das Wunderbare auf, um sich recht innig daran zu ergötzen; dann treten Erinnerungen der Vergangenheit auf und zu, oder sonderbare Ahndungen gaukeln vor uns hin, oder wir erschaffen uns seltsame Welten, die wir zu unserm Spiele entstehn und vergehn lassen. In allen diesen Fiktionen ist kein rechter Zusammenhang, sie kommen und verschwinden, die Fülle der Bilder überströmt uns, und dann ist alles wieder vorübergeflattert.

Es

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als Ludwig Wandel ausging, um auf einem Dorfe, das einige Meilen entfernt war, einen kranken Freund zu besuchen. Dieser hatte ihm geschrieben, daß er gefährlich darnieder liege und ihn gern noch einmal zu sehn und zu sprechen wünsche.

Der muntre Sonnenschein glänzte in den hellgrünen Gebüschen; die Vögel zwitscherten und sprangen hin und wieder; die fröhlichen Lerchen sangen über den leichten, vorüberfliegenden Wolken; Düfte kamen von den frischen Wiesen und alle Obstbäume in den Gärten blühten weiß und freundlich.

Ludwigs trunkenes Auge schweifte auf allen Gegenständen umher; seine Seele wollte sich erweitern, aber dann dachte er an seinen kranken Freund und ging wieder in stiller Betrübniß weiter; die Natur hatte sich umsonst so hell und glänzend geschmückt, er sah in seiner Phantasie nur das Krankenbett und seinen leidenden Bruder.

Wie Gesang von jedem Zweige schallt, rief er aus; die Töne der Vögel vermischen sich lieblich mit dem Flüstern der Blätter, und ich höre aus der Ferne doch die Seufzer des Kranken durch das süße Conzert.

Im

Indem kam ein Zug geputzter Bäuerinnen aus dem Dorfe; alle grüßten ihn sehr freundlich und erzählten ihm, wie sie mit munterm Sinne nach einer Hochzeit wallfahrteten, wie die Arbeit für heute ruhen und dem Feste Platz machen müsse. Er hörte ihnen zu, und noch aus der Ferne erschallte ihr Jubel; ihm klangen die Lieder nach, die sie sangen, aber er ward immer betrübter. Im Walde setzte er sich auf einen umgehauenen Baum nieder, zog den schon oft gelesenen Brief aus der Tasche und las noch einmal.

Vielgeliebter Freund!

Ich weiß nicht, warum Du mich so ganz vergessen hast, daß ich gar keine Nachrichten von Dir erhalte. Darüber verwundere ich mich nicht, daß die Menschen mich verlassen, aber das betrübt mich inniglich, daß auch Du Dich gar nicht um mich kümmerst. Ich bin gefährlich krank, ein Fieber erschöpft alle meine Kräfte; wenn Du noch länger zögerst, mich zu besuchen, so kann ich Dir nicht versprechen, ob Du mich noch wiedersiehst. Die ganze Natur lebt auf und fühlt sich frisch und kräftig, nur ich sinke ermattet zurück; mich erquickt die neue Wärme nicht, ich sehe die grüne Flur nicht, nur den Baum, der vor meinem Fenster rauscht und meinen Gedanken lauter Todtenlieder singt. Meine Brust ist enge, der Athem wird mir

mir schwer, und manchmal scheint es mir, als würden die Wände meines Zimmers immer dichter zusammenrücken und mich so erwürgen. Ihr übrigen in der Welt feiert jetzt die schönste Zeit des Lebens, und ich muß hier in der Krankenbehausung verschmachten. Ich wollte gern den Frühling aufgeben, wenn ich nur Dein liebes Angesicht noch einmal wieder sehn könnte; aber ihr Gesunden denkt nie ernsthaft daran, was es eigentlich zu sagen habe, wenn man krank ist, wie theuer uns dann in der Hülflosigkeit der Besuch des Freundes ist; ihr wißt die kostbaren Minuten des Trostes nicht zu schätzen, weil euch die ganze Welt mit warmer, inniger Freundschaft umfängt. Ach wenn ihr den schrecklichen Tod und das noch schrecklichere Kranksein so kenntet, wie ich! O Ludwig, wie würdest Du dann eilen, um diese zerbrechliche Form schnell noch einmal wieder zu erkennen, die Du bisher Deinen Freund nanntest und die nachher so unbarmherzig in Stücke geschlagen wird. Wenn ich gesund wäre, würd' ich Dir entgegeneilen und mir einbilden, Du könntest in diesem Augenblicke vielleicht krank liegen. Wenn ich Dich nicht wiedersehn sollte, so lebe wohl. —

Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieses Briefes auf Ludwigs Herz in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor seinen Augen

so

so herrlich dalag. Er weinte und stützte das Haupt auf die Hand. Jubilirt nur, ihr Waldbewohner! dachte er bei sich, denn ihr kennt keine Klage, ihr führt ein leichtes, poetisches Leben, und dazu sind euch die raschen Schwingen verliehen; o wie glücklich seyd ihr, daß ihr nicht trauern dürft! Der warme Sommer geht euch entgegen und ihr wünscht nichts weiter, ihr tanzt ihm entgegen und wenn der Winter kommen will, seyd ihr verschwunden. O du leichtbefiedertes, fröhliches Waldleben! wie beneid' ich dich! Warum sind dem armen Menschen so viele schwere Sorgen in sein Herz gelegt? Warum darf er nicht lieben, ohne durch Jammer seine Liebe zu erkaufen? Durch Elend sein Glück? Das Leben rauscht wie eine flüchtige Quelle unter unsern Füßen hinweg, und löscht nicht unsern Durst, unsre heiße Sehnsucht.

Er verlohr sich immer mehr in Gedanken, dann stand er auf und setzte seinen Weg durch den dichten Wald fort. Wenn ich ihm nur helfen könnte! rief er aus; wenn mir nur die Natur irgend ein Mittel darböte, ihn zu retten; so aber habe ich nichts als das Gefühl meiner Schwäche und den Schmerz über den Verlust meines Freundes. In meiner Kindheit glaubt' ich an Zauberei und an ihre übernatürliche Hülfe; o wär' ich jetzt so glücklich, daß ich mich darauf verlassen könnte.

Er beschleunigte seine Schritte, und unwillkührlich kamen ihm alle Erinnerungen aus seinen frühesten Kinderjahren zurück; er folgte den lieblichen Gestalten, die ihm winkten, und war bald so in einem Labyrinthe verwickelt, daß er die Gegenstände nicht bemerkte, die ihn umgaben. Er hatte vergessen, daß es Frühling war, daß sein Freund krank sey; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten; seine ganze Seele wandte sich um. Aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses, aus dem tiefen Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Gestalten hervorgetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt hatten; aufgestört wurden alle die ungewissen Phantome, die ohne Gestalt herumflattern und oft mit wüstem Gesumse unser Haupt umgeben. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her und bedeckten ganz den grünen Rasen, daß er keine Blume zu seinen Füßen gewahr werden konnte. Die erste Liebe umgab ihn mit ihrem dämmernden Morgenschimmer und ließ funkelnde Regenbogen auf die Aue niederfallen; die ersten Schmerzen zogen vorbei und drohten ihm, am Ende des Lebens in eben der Gestalt wiederzukommen. Ludwig suchte alle diese wechselnden Gefühle festzuhalten und in diesem magischen Genusse, sich seiner selbst bewußt, zu bleiben,

aber

aber vergeblich wie räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden; so unstät, so flatternd zog alles seiner Seele vorüber.

Der Wald öffnete sich und seitwärts lagen auf dem offenen Felde einige alte Ruinen, mit Warthürmen und Wällen umgeben. Ludwig verwunderte sich, daß er unter seinen Träumen den Weg so schnell zurückgelegt habe. Er schritt aus seiner Schwermuth heraus, so wie er aus dem Schatten des Waldes trat, weil sehr oft die Gemälde in uns nur Wiederscheine von den äussern Gegenständen sind. Jetzt ging wie eine Morgensonne die Erinnerung in ihm auf, wie er zuerst den Genuß der Poesie habe kennen lernen, wie er zum erstenmal den holden Einklang vernommen, den manches Menschenohr niemals vernimmt.

Wie unbegreiflich, sagte er zu sich, flog damals zusammen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt schien; die ungewissesten Ahndungen in mir erhielten Form und Umriß, und strahlten Schimmer von sich, in denen ich tausend Nebengestalten erblickte, die ich bis dahin noch gar nicht wahrgenommen hatte. So ward mir nun das genannt, was ich immer hatte aussprechen wollen;

 ich

ich empfing nun die schönsten Schätze der Erde, die meine Sehnsucht bis dahin vergeblich gesucht hatte; und wie hab' ich dir seitdem, du göttliche Kraft der Phantasie und Dichtkunst, so alles zu danken! Wie hast du meinen Lebenslauf eben gemacht, der erst so verworren schien! Immer neue Quellen des Genusses und des Glückes hast du mich entdecken lassen, so daß sich mir jetzt nirgends eine dürre Wüste entgegenstreckt; alle Ströme der süssen, wollüstigen Begeisterung haben ihren Lauf durch mein irdisches Herz genommen, ich bin trunken worden, und habe die himmlischen kennen gelernt.

Die Sonne ging unter und Ludwig verwunderte sich sehr darüber, daß es schon Abend seyn sollte; er fühlte keine Müdigkeit, er war auch noch weit von dem Ziele entfernt, das er vor der Nacht hatte erreichen wollen. Er stand still und begriff es nicht, wie es komme, daß sich der purpurrothe Abend schon über die Wolken ausstreckte; daß so große Schatten fielen und die Nachtigall aus dem dichten Gebüsche ihr klagendes Lied begann. Er sah sich um, und die Ruinen lagen weit zurück, ganz mit rothem Glanze übergossen, und er war jetzt zweifelhaft, ob er sich nicht von der geraden, ihm so wohlbekannten Straße entfernt habe.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Kindheit ein, das bis dahin noch nie wieder in seine Seele gekommen war; eine furchtbare weibliche Gestalt, die vor ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich nach ihm umzusehn, und der er wider seinen Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach sich zöge, und deren Gewalt er sich durchaus nicht erwehren könne. Ein leiser Schauer schlich über ihn hin, und doch war es ihm unmöglich, sich jener Gestalt deutlicher zu erinnern, oder sich mit der Seele in jenen Zustand zurückzufinden, in welchem dieses Bild zuerst in ihm aufgestiegen war. Er strebte nach, alle diese seltsamen Empfindungen in sich abzusondern, als er sich durch einen Zufall etwas genauer umsah und sich wirklich an einem Orte befand, den er bis dahin, so oft er auch dieses Weges gegangen war, noch nie gesehen hatte. Bin ich bezaubert? rief er aus, oder haben mich meine Träume und Phantasien verrückt gemacht? Ist es die wunderbare Wirkung der Einsamkeit, daß ich mich selber nicht wieder erkenne, oder schweben Geister und Genien um mich her, die meine Sinnen gefangen halten? Wahrlich, wenn ich mich nicht aus mir selbst herausreisse, so erwarte ich hier jenes Frauenbild, das mir in meiner Kindheit auf allen wüsten Plätzen vorschwebte.

Er suchte alle Phantasien von sich zu entfernen, um sich im Wege wieder zurecht zu finden; aber seine Erinnerungen wurden immer verwirrter, die Blumen zu seinen Füßen wurden grösser, das Abendroth wurde noch glühender und wunderseltsame Wolken hingen tief zur Erde hinunter, wie Vorhänge von einer geheimnißreichen Scene, die sich bald eröffnen würde. Es entstand ein klingendes Sumsen in dem hohen Grase und die Halmen neigten sich gegeneinander, als wenn sie ein Gespräch führten und ein leichter warmer Frühlingsregen plätscherte dazwischen, als wenn er alle schlummernde Harmonien in den Wäldern, in den Gebüschen, in den Blumen aufwecken wollte; denn nun erklang alles nach und nach, tausend schöne Stimmen redeten durcheinander, Gesänge lockten sich und Töne schlangen sich um Töne, und in dem niedersinkenden Abendrothe wiegten sich unzählige blaue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der Schein funkelte. Ludwig glaubte im Traume zu liegen, als sich plötzlich die schweren, dunkelrothen Wolken wieder aufhoben, und eine weite unabsehlich weite Aussicht öffneten. Im Sonnenschein lag eine prächtige Ebene da und funkelte mit frischen Wäldern und bethautem Buschwerk. In der Mitte strahlte ein Pallast mit tausend und tausend Farben, wie aus lauter beweglichen Regenbogen und Gold und Edelsteinen zusammengesetzt;

setzt; ein vorübergehender Fluß warf spielend die mannichfaltigen Schimmer zurück, und eine weiche röthliche Luft umfing das Zauberschloß. Da flogen fremde, niegesehene Vögel umher, und scherzten mit ihren rothen und grünen Flügeln gegen einander, größere Nachtigallen sangen mit lauteren Tönen durch die wiederklingende Natur; Flammen schossen durch das grüne Gras hin, und flatterten bald hier, bald dort, und fuhren dann in Kreisen um das Schloß herum, Ludwig ging näher und hörte holdselige Stimmen folgendes singen:

Wandersmann von unten
geh' uns nicht vorüber,
weile in dem bunten
Zauberpallast lieber.
Hast du Sehnsucht sonst gekannt
nach den fernen Freuden,
o, wirf ab die Leiden!
und betritt das längstgewünschte Land.

Ohne sich zu bedenken, tritt Ludwig jetzt auf die glänzende Schwelle und scheute sich nur einen Augenblick, seinen Fuß auf das blanke Gestein zu setzen; dann ging er hinein. Die Thüren schlossen sich hinter ihm zu.

Hieher! hieher! riefen ungesehene Stimmen, wie aus dem innersten Pallaste, und er folgte dem Klange mit lautklopfendem Herzen. Alle seine Sorgen, alle seine ehemaligen Erinnerungen waren abgeschüttelt; sein Inneres tönte von den Gesängen wieder, die ihn äußerlich umgaben; alle Sehnsucht war gestillt; alle gekannten und ungekannten Wünsche in ihm waren befriedigt. Die rufenden Stimmen wurden jetzt so stark, daß das ganze Gebäude erschallte, und er konnte sie immer noch nicht finden, ob er gleich schon längst im Mittelpünkte des Pallastes zu stehn glaubte.

Ein rothwangiger Knabe trat ihm endlich entgegen und begrüßte den fremden Gast; er führte ihn durch prächtige Zimmer voller Glanz und Gesang, und trat endlich mit ihm in den Garten, wo Ludwig, wie er sagte, erwartet würde. Er folgte betäubt seinem Führer, und der schönste Duft von tausend Blumen trat ihm entgegen. Große beschattete Gänge empfingen sie; Ludwigs schwindelnder Blick konnte kaum die Wipfel der uralten hohen Bäume erreichen; auf den Zweigen saßen buntfarbige Vögel und spielten auf Guitarren und sangen dazu. Springbrunnen erhoben sich, in denen das reine Morgenroth zu spielen schien; die Blumen waren hoch wie Stauden, und ließen den Wanderer unter sich hinweggehen. Er hatte

bis dahin noch keine so heilige Empfindung gekannt, als ihn jetzt durchglühte; noch kein so reiner himmlischer Genuß hatte sich ihm offenbaret; er war überglückseelig.

Helle Glocken tönten durch die Bäume und alle Wipfel neigten sich, die Vögel schwiegen mit ihren Guitarren, die Rosenknospen entfalteten sich und der Knabe brachte jetzt den Fremden in eine glänzende Versammlung.

Auf schönen Rasenbänken saßen erhabene Weibergestalten, die ernstlich mit einander redeten. Sie waren größer als die gewöhnlichen Menschen, und hatten in ihrer überirrdischen Schönheit zugleich etwas furchtbares, das jedes Herz zurückschreckte. Ludwig wagte es nicht, ihr Gespräch zu unterbrechen; es war ihm, als sey er unter die homerischen Göttergestalten versetzt, als dürfe von keinen Gedanken die Rede seyn, mit denen sich die Sterblichen unterhalten. Kleine poßierliche Geister standen als Diener umher und warteten aufmerksam auf den ersten Wink, um plötzlich ihre ruhige Stellung zu verlassen; sie betrachteten den Fremdling, und sahen sich dann untereinander mit spöttischen, bedeutungsvollen Mienen an. Die Frauen hörten endlich auf zu sprechen und wink-

ten

ten Ludwig zu sich heran, der noch immer verlegen da stand; er näherte sich zitternd.

Sey unbesorgt! sagte die Schönste von ihnen, Du bist uns hier willkommen und wir haben Dich schon seit lange erwartet; Du hast Dich immer in unsre Wohnung gewünscht, bist Du nun zufrieden?

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief Ludwig aus, alle meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen, meine frechsten Wünsche stehn jetzt vor mir, ja ich bin, ich lebe in ihnen. Wie es zugegangen ist, kann ich selber noch nicht begreifen, aber genug, daß es so ist; warum soll ich über dieses Räthselhafte schon eine neue Klage führen, da kaum meine ehemaligen Klagen aufgehört haben?

Ist dieses Leben, fragte die Dame, sehr von Deinem vorigen verschieden?

Des vorigen Lebens, sagte Ludwig, kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dieses jetzige goldene Daseyn geworden! nach dem alle meine Sinne, alle meine Ahndungen so brünstig strebten, wonach alle Wünsche flogen, was ich mit meiner Phantasie erfassen wollte, mit meinen inner-

nersten Gedanken erringen, aber immer blieb das Bild fremde stehen, wie in Nebel eingehüllt. Und ist es mir nun endlich doch gelungen? Hab' ich dies neue Daseyn gewonnen und hält es mich umfangen? — O verzeiht mir, ich weiß in der Trunkenheit nicht was ich spreche, und sollte meine Worte freilich in einer solchen Versammlung genauer abwägen.

Die Dame winkte und alle Diener waren sogleich geschäftig; auf allen Bäumen regte es sich, allenthalben lief es und kam, und in weniger als einem Augenblicke stand eine Mahlzeit schöner Früchte und süßduftender Weine vor Ludwig da. Er setzte sich nieder und Musik erklang von neuem, und um ihn drehten sich in schöngeschlungenen Reihen Jünglinge und Mädchen, und ungestaltete Kobolde belebten den Tanz und erweckten mit ihren Possen lautes Gelächter. Ludwig gab auf jeden Ton, auf jede Gebehrde Achtung; er fühlte sich neugeboren, da er in dieses freudenvolle Leben eingeweiht ward. Warum, dachte er bei sich, werden nur unsre Träume und Hoffnungen so oft verlacht, da sie sich doch weit früher erfüllen, als man jemals vermuthen konnte? Wo steht denn nun die Gränzsäule zwischen Wahrheit und Irrthum, die die Sterblichen immer mit so verwegenen Händen aufrichten wollen? O ich hätte in

mei-

meinem ehemaligen Leben nur noch öfter irren sollen, so wäre ich vielleicht früher für diese Seeligkeit reif geworden.

Die Tänze verschwanden, die Sonne ging unter, die ehrwürdigen Frauen erhoben sich. Ludwig stand ebenfalls auf und begleitete sie auf ihrem Spaziergange durch den stillen Garten. Die Nachtigallen klagten mit gedämpfter Stimme und ein wunderbarer Mond zog herauf. Die Blüthen thaten sich dem silbernen Scheine auf und alle Blätter wurden vom Mondglanze angezündet, die weiten Gänge erglühten und warfen seltsame grüne Schatten, rothe Wolken schliefen auf den fernen Gefilden im grünen Grase, die Springbrunnen waren golden und spielten hoch in den klaren Himmel hinein.

Jetzt wirst Du schlafen wollen, sagte die schönste unter den Frauen, und wies dem entzückten Wanderer eine dunkle Laube, die mit bequemen Rasen und weichen Polstern belegt war. Dann verließen sie ihn und er blieb allein.

Er setzte sich nieder und bemerkte den magischen Dämmerschein, der sich durch das dichtverschlungene Laub brach. Wie wunderlich! sagte er zu sich selber, daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und

es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmale ein, und hätte einen Traum im Traume, bis er so in die Unendlichkeit fortginge und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. Aber, ich Ungläubiger! die schöne Wirklichkeit ist es, die mich beseeligt, und mein voriger Zustand ist vielleicht nur ein schwermüthiger Traum gewesen.

Er legte sich nieder und Lüftchen spielten um ihn; Wohlgerüche gaukelten und kleine Vögel sangen Schlaflieder. Im Traume dünkte ihm, als sey der Garten umher verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; aus den Springbrunnen sprudelten statt des Wasserstrahls kleine Genien hervor, die sich in der Luft übereinander warfen und die seltsamsten Stellungen bildeten; statt der Gesänge durchschnitten Jammertöne die Luft, und jede Spur des glückseeligen Aufenthalts war verschwunden. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen und schalt auf sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalten barock und wild zu vermischen und sie uns so im Traume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf und die Frauen begrüßten ihn wieder. Er sprach mit ihnen beherzter und war heut mehr gestimmt, fröhlich zu seyn, weil ihn die umgebende Welt nicht mehr so sehr in Erstaunen setzte. Er betrachtete den Garten und den Pallast, und sättigte sich mit der Pracht und dem Wunderbaren, das er dort antraf. So lebte er mehrere Tage glücklich, und glaubte, daß sein Glück nie höher steigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeschrei in der Nähe erschallte, dann erzitterte der ganze Pallast und seine Begleiterinnen wurden bleich; es geschah gewöhnlich des Abends und man legte sich bald darauf schlafen. Dann kam wohl ein Gedanke an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs, dann lehnte er sich manchmal weit aus den Fenstern des glänzenden Pallastes heraus, um die flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, um die Landstraße wieder zu finden, die nach seinen Gedanken dort vorübergehn mußte. In dieser Stimmung war er an einem Nachmittage allein, und bedachte, wie es ihm jetzt eben so unmöglich falle, sich der Welt deutlich zu entsinnen, als er ehemals diesen poetischen Aufenthalt habe erahnden können, da war es, als wenn ein Posthorn in der Ferne ertönte, als wenn er die rasselnde Bewegung eines Wagens vernähme. Wie sonder-

bar,

bar, sagte er zu sich, fällt jetzt ein Schimmer, eine leise Erinnerung der Erde in meine Freuden hinein, die mich wehmüthig macht. Fehlt mir denn hier etwas? Ist mein Glück noch unvollendet?

Die Frauen kamen zurück. Was wünschest Du Dir? fragten sie besorgt, Du scheinst betrübt. Ihr werdet lachen, antwortete Ludwig, allein gewährt mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Leben einen Freund, dessen ich mich kaum noch dunkel erinnere; er ist krank, soviel ich weiß; macht ihn durch Eure Kunst gesund. — Dein Wunsch ist schon erfüllt, sagten sie.

Aber, sagte Ludwig, vergönnt mir noch zwei Fragen.

Rede.

Fällt kein Schimmer der Liebe in diese wundervolle Welt hinein? Geht keine Freundschaft unter diesen Lauben? Ich dachte, jenes Morgenroth der Frühlingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem Leben nur gar zu schnell erlischt, und von dem die Menschen dann nachher als wie von einem Fabelwerke sprechen. Da ich es Euch gestehe, so fühle ich nach diesen Empfindungen eine unbeschreibliche Sehnsucht.

Du sehnst Dich also nach der Erde zurück?

Nimmermehr! rief Ludwig aus; denn schon in jener kalten Erde sehnte ich mich nach Freundschaft und Liebe, und sie kamen mir nicht näher. Der Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle selber ersetzen, und darum trachtete ich darnach, hier zu landen, um hier alles in der schönsten Vereinigung anzutreffen.

Thor! sagte die ehrwürdige Frau, so hast Du Dich ja auf der Erde nach der Erde gesehnt, und nicht gewußt, was Du thatest, da Du Dich hieher wünschtest; Du hast Deine Wünsche überschrien und Deinen menschlichen Empfindungen Phantasien untergeschoben.

Aber wer seyd Ihr? rief Ludwig bestürzt.

Wir sind die alten Feen, sagte jene, von denen Du schon seit lange wirst gehört haben. Sehnst Du Dich heftig in die Erde zurück, so wirst Du dorthin zurückkommen. Unser Reich blüht empor wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr Tag ist unsre Nacht. Unsre Herrschaft steht seit lange und wird noch lange stehn bleiben; sie steht unsicht-

unsichtbar unter den Menschen; nur Dir ward es vergönnt, uns mit Augen zu sehn.

Sie wandte sich um, und Ludwig erinnerte sich, daß es dieselbe Gestalt war, die ihn unwiderstehlich in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor der er ein heimliches Entsetzen hegte. Er folgte ihr auch jetzt und rief: Nein! ich will nicht zur Erde zurück! ich will hier bleiben? — So errieth ich also, sagte er zu sich selber, schon in meiner Kindheit diese hohe Gestalt? So mag die Auflösung zu manchem Räthsel noch in uns liegen, das wir zu erforschen zu träge sind.

Er ging viel weiter, als er gewöhnlich zu thun pflegte, so daß der Feengarten schon weit hinter ihm lag. Er stand in einem romantischen Gebürge, wo Epheu wild und lockig die Felsenwände hinaufgewachsen war; Klippen waren auf Klippen gethürmt und Furchtbarkeit und Größe schienen dieses Reich zu beherrschen. Da kam ein fremder Wandrer auf ihn zu und grüßte ihn freundlich und redete ihn so an: Es ist mir lieb, daß ich Dich nun doch endlich wieder sehe. — Ich kenne Dich nicht, sagte Ludwig. — Das kann wohl seyn, antwortete jener, aber Du glaubtest mich sonst einmal recht gut zu kennen. Ich bin Dein krankgewesener Freund.

Unmöglich! Du bist mir ganz fremde!

Blos deswegen, sagte der Fremde, weil Du mich heut zum erstenmale in meiner wahren Gestalt siehst; bisher fandest Du nur Dich selber in mir wieder. Du thust auch darum Recht, hier zu bleiben, denn es giebt keine Freundschaft, es giebt keine Liebe, hier nicht, wo alle Täuschung niederfällt.

Ludwig setzte sich nieder und weinte.

Was ist Dir? fragte der Fremde.

Daß Du der Freund meiner Jugend seyn sollst, antwortete Ludwig, ist das nicht kläglich genug? O komm mit mir zu unsrer lieben, lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft giebt. Was soll ich hier?

Was hilft es? antwortete der Fremde, Du wirst doch sogleich wieder zurück wollen, die Erde ist Dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind Dir zu klein, die Gesänge zu unterdrückt. Die Farben können sich aus den Schatten nicht so hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Trost und verwelken schnell, die Singe-

vögel

vögel denken an ihren Tod und singen bescheiden; hier aber geht alles in's Große.

O ich will mich zufrieden stellen, rief Ludwig unter heftigen Thränengüssen aus, nur komm wieder mit mir zurück und sey mein voriger Freund, laß uns diese Wüste, dieses glänzende Elend verlassen.

Indem schlug er die Augen auf, weil ihn jemand heftig rüttelte. Neben ihn neigte sich das freundliche, aber blasse Angesicht seines kranken Freundes. — Bist Du doch gestorben? rief Ludwig aus.

Gesund geworden bin ich, Du böser Schläfer, antwortete jener. Besuchst Du so Deine kranken Freunde? Komm mit mir, mein Wagen hält dort und es zieht ein Gewitter herauf.

Ludwig richtete sich empor. Er war im Schlafe von dem Baume heruntergesunken, der aufgeschlagene Brief seines Freundes lag neben ihm.

So bin ich wirklich wieder in der Erde? rief er freudig aus; wirklich? und es ist kein neuer Traum.

Du wirst ihr nicht entgehn, antwortete der Kranke lächelnd, und beide schlossen sich herzlich in die Arme. Wie glücklich bin ich, sagte Ludwig, daß ich Dich wieder habe, daß ich wieder empfinde wie sonst, und daß Du wieder gesund bist.

Plötzlich, antwortete der kranke Freund, ward ich krank, und eben so plötzlich wieder gesund; ich wollte daher den Schrecken, den Dir mein Brief muß gemacht haben, wieder vergüten und zu Dir reisen; auf dem halben Wege finde ich Dich hier schlafend.

Ach! ich verdiene Deine Liebe gar nicht, sagte Ludwig.

Warum?

Weil ich so eben an Deiner Freundschaft zweifelte.

Doch nur im Schlafe.

Es wäre doch wunderlich genug, sagte Ludwig, wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe.

Sie sind gewiß, antwortete jener, aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran

haben,

haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche in's Herz, die wir selber nicht kennen, jene übertriebene Foderungen, jene übermenschliche Lüsternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermüthigen Rausche die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten.

Ludwig antwortete mit einem Händedruck. — —

Hier ist mein Traum aus, lieber Leser, dulde ihn, denn es ist die Pflicht des Menschen, am Bruder nicht nur sein Leben, sondern auch seine Träume zu dulden. — Und träumen wir nicht alle? —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Musäus, Johann Karl August, 1735-1787 [Herausgeber] / Tieck, Ludwig, / Musä
us, Johann Karl August,

Straußfedern

Bd.: Siebender Band

Berlin und Stettin 1797

Res/P.o.germ. 1426 x-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925218-5
VD18 80030874